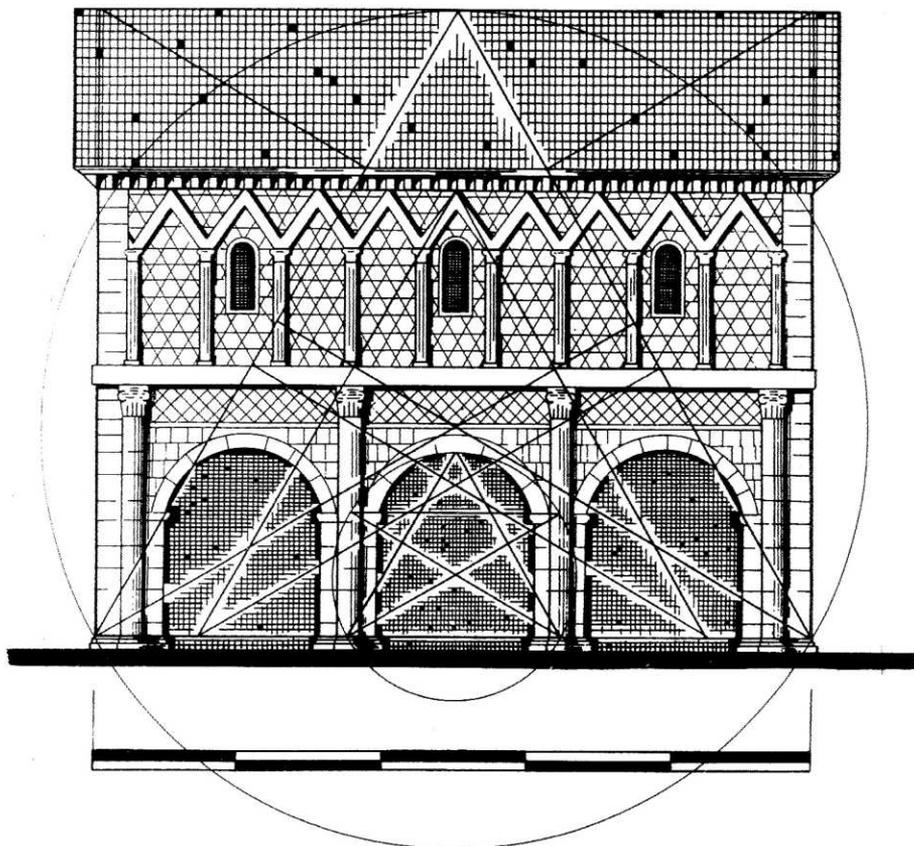


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/97



Jahrg. 9, Heft 2, Juni 1997



ISSN 0947-7233

Titelbild: 'Torhalle' zu Lorsch: "das älteste vollständig erhaltene Bauwerk Deutschlands" in den Maßverhältnissen von Albrecht Kottmann [21]; als Maß ermittelte er 25 Cubiti zu je 1½ Fuß = 43,6 cm.

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lenkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de>

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 65,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 70,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1997 verschickt.

Die früheren Hefte können nachgeliefert werden (Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 = 35,- DM; 1990 - 1991 je 40,- DM, 1992 - 1994 je 45,- DM, 1995 = 55,- DM, 1996 = 60,- DM.

Copyright: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantw. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

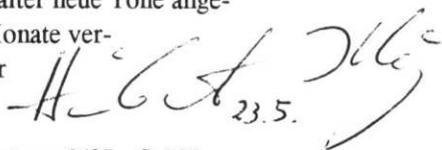
Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 9, Heft 2
Juni 1997

Editorial

Leipzig war eine gute Übung für unsere Diskursfähigkeit. Unter den später angemeldeten Vorträgen war die russische Schule um Fomenko sogar mit zwei Beiträgen vertreten. Während die Darstellung von Morosows Werken neue Wurzeln geschichtskritischer Betrachtung am Beginn unseres Jahrhunderts aufdeckte, riefen zwei Neuerscheinungen von Fomenko et al. lebhaftere Reaktionen auf den Plan. Hier soll nicht über den Sinn der 'Geschichtserrechnung' räsonniert, sondern unser Spannungsfeld gezeigt werden. Die aktuelle Mittelalterdiskussion muß für die herrschende Lehre genauso unangenehm sein, wie für uns die Auseinandersetzung mit den russischen Mathematikern: Während wir uns als kühne Revolutionäre fühlen, reduziert ein ganz anderer Ansatz unsere bisherigen Ergebnisse in Antike und Mittelalter zu Details einer 'irrwitzigen' Geschichtskürzung.

Wir kennen inzwischen vielfältige, zum Teil unehonorige Reaktionen ehonoriger Wissenschaftler auf unsere Thesen. Uns fällt es leichter zu reagieren, droht uns doch kein Verlust eines jahrzehntealten Lehrgebäudes; auch haben wir trennschärfere Kriterien. Denn unsere für die Antike entwickelte Argumentationsweise - stratigraphische Betrachtung, Bauabfolgen, 'Evidenz', Prüfung von sogenannten Leerzeiträumen, Würdigung aller 'Hilfswissenschaften' von Mythologie bis zu Details der Technikgeschichte - trägt sowohl im Mittelalter wie auch bei der Bewertung der neorussischen Datierungsvorschläge. Die herkömmlichen Disziplinen haben bislang eher den Blick aus zu wenigen 'Schießscharten' bevorzugt (s.S. 282). Begreiflicherweise verschlägt es den Fachgelehrten bei Fomenkos Thesen endgültig den Mund. Gleichwohl werden Sie hier lesen können, daß sowohl bei Biologen, Geologen und Astronomen der Katastrophismus auf breiter Front Einzug hält, daß auch fürs Mittelalter neue Töne angeschlagen werden. Die nächsten Monate versprechen spannend zu werden. Ihr


23.5.

Leipziger Vielerlei

Ein Tagungsbericht von Heribert Illig

Selbstverständlich bestraft das Leben auch den, der zu früh kommt. Ab 16. Mai wäre an der Universität Leipzig die Rekonstruktion eines freskierten ägyptischen Grabes zu bewundern gewesen. Der Ägyptologe Wolfgang Wettengel hat das Grab des Handwerkers Sen-nedjem nachgebildet - wir aber hatten dafür zu früh getagt (8.-10.5.). So kann es auch nicht wunder nehmen, daß Ägypten beim Treffen weitgehend übergangen worden ist. Wer aber warten wollte, bis in Leipzig alles fertig wäre, der bräuchte das nächste Jahrzehnt noch nicht vorbeizukommen. Bis auf ganz wenige Oasen lebt diese Stadt als Baustelle, und leere Fenster grüßen allerorten - ob wegen Verrottung, wegen Baumaßnahmen oder wegen ausstehendem Einzug.

Die wiederum zahlreichen ZeitenspringerInnen nahmen aber den Aufbau Ost und die wunderschön rapsgelb 'blühenden Landschaften' kaum wahr, sondern unterhielten sich in einem Bau aus dem frühen 20. Jh., den dankenswerterweise Hans-Ulrich Niemitz wie alles übrige organisiert hatte, über noch Älteres. Grundstimmung war heuer Bestandsaufnahme.

So trugen *Christian Blöss* und *Hans-Ulrich Niemitz* den Stand der Dinge bei der *Suche nach den Grundfehlern von C¹⁴-Methode und Dendrochronologie* vor. Sie sind schon bei den Wurzeln immer fündiger geworden: Libby hat unkorrekte Mittelwertbildung betrieben und von 500 möglichen Bestätigungspunkten lediglich 50 herangezogen, um wenigstens durch sie eine saubere Kurve hindurchlegen zu können. Heutige Forscher geraten dann zwangsläufig bei den Schwankungen der C¹⁴-Produktion ins Straucheln: Um gleichmäßigen Kurvenverlauf zu sichern, erzeugten sie ein 'Gesetz der Gleichheit von Produktion und Diffusion von C¹⁴'. Leider müßten dann den Ausschlägen nach oben, die den Faktor 40 erreichen kön-

51 TeilnehmerInnen: Achim Babendreyer, Bonn ♠ Alfred de Grazia, New York ♠ Aline Pfannenschmidt, Leipzig ♠ Anne Marie de Grazia, New York ♠ Berislava Jan-Illig, Gräfelfing ♠ Birgit Thiers, Berlin ♠ Christian Blöss, Berlin ♠ Christoph Marx, Basel ♠ Elisabeth Honsel,

nen und damit eine geballte Zunahme der C^{14} -Produktion signalisieren, andere Kurventeile weit unter dem Mittelwert entsprechen, die jedoch durch kein bekanntes Naturprinzip begründet werden können. Auch die Austauschwerte der Ozeane haben bislang nicht weitergeholfen, eine wechselseitige Kompensation von Produktion und Diffusion zu begründen. So sind beide Altersbestimmungsmethoden in ihrer Existenz bedroht. Ihre nächste Gefährdung wird das Buch der beiden Autoren sein, das nach derzeitiger Mittelwertbildung im September bei *Mantis* herauskommen wird.

Nach indischen Tafelfreuden beim 'Maharadscha' fand das Verdauen im Mittelalter statt. Zunächst wurde der MDR-Film von *Klaus Simmering* gezeigt, der insgesamt elf Protagonisten ihr Für und Wider austauschen läßt. Unser Banner wurde von Blöss, Heinsohn, Niemitz und mir hochgehalten, die Kontrahenten und ihre Meinungen verzeichnet das Protokoll der *Mittelalterdebatte*, über deren *Stand* und deren neue Zielrichtung ich anschließend sprach (zu beidem s.S. 260).

Zusätzlich ins Programm rückte *Eugen Gabowitsch*, der als Mathematiker mit den Aktivitäten von Anatolii Fomenko vertraut ist. Er stellte uns *zwei neue Bücher* dieses Moskauer Geschichtserrechners vor, die bislang nur kyrillisch vorliegen (s.S. 293). Fomenko sorgt zwar ohnehin für begriffliche Unruhe, aber sie verstärkte sich, als klar wurde, daß hier für 15./16. Jh. sogar eine russische Oberherrschaft über die weiter westlich situierten Länder unterstellt wurde. Das ließ den Gedanken wach werden, daß hier ein alter Sowjetraum mit anderen Mitteln zu einem rückwirkenden Sieg geführt werden sollte. In der Diskussion ging es erneut um den Punkt, warum Fomenko stratigraphische Fakten nicht als Zusatzbedingungen in seine Berechnungen aufnimmt (mein Einwand dazu s.S. 305). G. Heinsohn schien es, als ob die Buchgläubigkeit frühchristlicher Geschichtsschreiber eine Wiederkehr erlebe.

Münster ♠ Erich Derer, Oberhausen ♠ Eugen Gabowitsch, Karlsruhe
♠ Franz Löhner, Penzberg ♠ Georg Menting, Lippstadt ♠ Gisela
Preuß, Penzberg ♠ Gunnar Heinsohn, Bremen ♠ Hans Georg Morgen-
stern, Hamburg ♠ Hans-Ulrich Niemitz, Berlin-Leipzig ♠

Reinhard Sonnenschmidt setzt unbeirrbar seine Arbeiten zur Gnosis fort: *Sünde, Katastrophe, Erlösung - zum gnostischen Welt- und Selbstverständnis*. Er sprach diesmal über die Manichäer, deren Strahlkraft so stark war, daß sie auch nach einer 300jährigen frühmittelalterlichen Dunkelzone ungehindert bis ins 15. Jh., ja vielleicht bis in die Gegenwart reicht(e). Er arbeitete die antagonistischen Wesenszüge jener Lehre heraus, die auf Mani (3. Jh.) zurückgeht und die Sonnenschmidt als Mythokosmologie bezeichnete: Licht - Finsternis, Sünde - Heil, wobei die Sünde von katastrophischen Elementen wie Erdbeben begleitet ist, die Begierden identisch mit Dämonen und diese als Planeten gesehen werden, und manchmal ein Zyklus von 1.460 Jahren (Sothis-Zyklus) wichtig wird. Als Gegenspieler des gütigen Gottes gibt es den Teufel Az. Die Seele ist katastrophengefährdet, zumal Katastrophen unabdingbar sind für ein Weltbild mit personifiziertem Bösen. Obwohl sich die Manichäer ausdrücklich auf Paulus beriefen und eine männerbündnerische Homoerotik pflegten, wurden sie von den Christen unerbittlich verdrängt und verfolgt. Dabei verhielten sich eigentlich die Manichäer "urchristlich": Sie richteten sich nicht in Zeit und Diesseits ein, sondern wurden eher von einer märtyrerhaften Todessehnsucht getrieben, hielten sie doch schon die Geburt für eine Katastrophe. Sie begingen auch kein hochsublimiertes Menschenopfer, sondern hatten Statuenkulte. Von solchen 'antriebslosen' Menschen waren keine Steuern und Abgaben, keine Initiativen und Hoffnungen zu erwarten - ein Greuel also für weltliche wie geistliche Potentaten.

Wilfried Gärtner bot uns Einblicke in neue wie in ältere psychologische Deutungsversuche: *Vorbildliches - Bild - Nachbildliches. Psychoanalytische und pathognostische Betrachtungen zum Trauma bei Velikovsky*. Um ein Trauma auflösen zu können, sei es notwendig, sich ein Vorbild einzubilden, dann ein Bild zu formulieren, um so einen Eindruck bewältigen und schließlich überwinden zu können (Verblässen des Nachbildes). Er berief

Heidi Ludwig, Norderstedt ♠ Heinrich Becker, Uelzen ♠ Henning Heinsohn, Hanau ♠ Heribert Illig, Gräfelting ♠ Holger Langberg, Wedel ♠ Immo Heske, Hannover ♠ Irmgard Müller, Wetzlar ♠ Jan Sammer, Prag ♠ Jonas Schmidt, Leipzig ♠ Karl Günther, Bad Dürk-

sich dabei auf Jacques Lacan und die von ihm geschilderte Spiegelsituation: Bei den meisten Menschen führe das Wahrnehmen ihres Spiegelbilds nicht - über Reflexion - zur einheitlichen Persönlichkeit, zur lebendigen Einheit, sondern sie seien darauf beschränkt, ihr Spiegelbild zu stilisieren. Doch so komme es eher zur Wiederkehr des Immergleichen, während Gärtner nicht nur das Ziel hat, unsere Kritiker zu kritisieren, sondern unsere - irgendwann 'abgearbeitete' - Geschichte vergessen zu können. Die Pathognostik, die von Rudolf Heinz gegenwärtig entwickelt wird und durchaus Katastrophisches einbezieht, konnte bei diesen Ausführungen nur knapp gestreift werden.

An diesen Vortrag, der zur lebhaftesten Aussprache beider Tage führte, hätte sich zwanglos die allgemeine Amnesie-Diskussion anschließen können. Da jedoch die Zeit vorangeschritten war, sattelten wir auf den 'Amtsschimmel' um. Das Lokal machte seinem Namen gar keine Ehre, sondern bediente uns ganz ohne Dienst nach Vorschrift freundlich und zuvorkommend bis nach Mitternacht.

Während draußen neuerlich die Sonne schien, versuchte ich einen *Brückenschlag zwischen Armenien und Etrurien*. Es ließ sich zeigen, daß die Etrusker keineswegs so wurzellos sind, wie sie spätestens seit ihrem Großausstellungsjahr '85 präsentiert werden. In Wahrheit gibt es klare Verbindungen nicht nur zu Mykene und minoischer Kultur, sondern auch nach Urartu. Seit G. Heinsohn die Geschichte dieses Volkes analog zu den Assyrern verjüngt hat [1/96, 38], ist verständlich geworden, warum gerade die Bronzeschmiedearbeiten beider Länder so identisch wirken. An diesem Problem war noch der Kulturhistoriker Hans Mühlestein (1887-1969) schier verzweifelt, während heutige Wissenschaftler schlicht Exportarbeiten konstatieren, die einfach 3.500 km vom Van-See nach Tarquinia expediert wurden. Hinzuzufügen war, daß die ostanatolischen Alarodier=Urartäer

heim ♠ Karsten Falkner, Berlin ♠ Katharina Gabowitsch, Karlsruhe
♠ Klaus Bastian, Leipzig ♠ Manfred Knaust, Bremen ♠ Manfred
Zeller, Erlangen ♠ Martin Cordes, Hamburg ♠ Martin Hoffmann,
Berlin ♠ Martrude Moeller, Duderstadt ♠ Maryla Malonek, Leipzig

auch die Chalder sind; die Frage blieb offen, ob die Chaldäer Südostmesopotamiens eigentlich ihren Namen zu Recht tragen, nachdem sie in ihrer Hauptquelle, der Bibel, immer als Kasdim bezeichnet werden (Aufsatz s. Folgeheft; der Hinweis auf Kasdim von W. Funke).

Ralf Radke nahm dann die Bürde des -4. Jhs. auf sich. Er stellte uns - gewissermaßen resümierend - die verschiedenen Ansätze vor und sprach das jeweilige Für und Wider an. So kamen die Vorschläge von G. Heinsohn, der hier die bahnbrechende Arbeit geleistet hat, und die Variationen von Martin Zeller und Peter Winzeler, Karl Günther und Paul C. Martin, von mir und Radke selbst zur Sprache. Sein neuer Vorschlag zielt auf eine Streichung der frühen Achämeniden, die er mit den späten identifiziert. Er streicht also die Zeit von -486 bis -404, um mit ihr jene rund 80 Jahre aufzufüllen, die in der jüdischen wie persischen Überlieferung verdächtig leer wirken. Die ausführliche Analyse wird in den *Zeitensprüngen* erscheinen und sicher Heinsohn auf den Plan rufen, der längst Identitäten zwischen frühen Achämeniden und Assyrrernamen aufgezeigt hat.

Gunnar Heinsohn hat sich dagegen einer Bürde entledigt, indem er all jene Gedanken, die um Katastrophen, Blutopfer, Entstehen der Götter, Bronzezeit und Verfallsformen kreisen, nunmehr zu einem Buch bündeln konnte, das Ende Juni zur Auslieferung kommt. Er gab uns eine Zusammenschau, die gut erkennen ließ, wie seine Gedanken zu diesem Komplex in den letzten zehn und mehr Jahren gereift sind (Kurzfassung s.S. 181).

Nach neuerlichen Gaumenfreuden beim 'Maharadscha' machte uns **G. Heinsohn** darauf aufmerksam, daß der Neo-Katastrophismus bei seiner Ausbreitung einen ganz unaktualistischen Sprung gemacht hat, weil ihm der *Komet Hale-Bopp* zu Hilfe geeilt ist. Sowohl in *Science* wie in *The New York Times* sind im April Artikel erschienen, mit denen der Katastrophis-

♠ Matthias Hoffmann, Niederbergkirchen ♠ Mike Thureau, Erfurt ♠
Ralf Radke, Arnstadt ♠ Reinhardt Sonnenschmidt, Duisburg ♠ Rita
Heinsohn, Hanau ♠ Robert Saphier, New York ♠ Robert Zuberbühler,
Winkel/ Zürich ♠ Sabine Cordes, Hamburg ♠ Sigbert Helle, Norder-

mus zur Selbstverständlichkeit in Biologie und Geologie wird, weshalb auch der Begriff der 'bioastronomy' geprägt worden ist. Hale-Bopp trug ja nicht nur einen dritten Schweif aus Natrium, man hat in seinen Anhängseln ein breites Spektrum entdeckt: Meersalz, Wasser, Methan, Formaldehyd, Kohlenmonoxid, Acetylen, Cyan-, Schwefel- und Kohlenwasserstoffverbindungen, sprich die Grundvoraussetzungen für das Entstehen von Leben. Da nunmehr auch der Gesteinsbildner Silizium vom kometendurchzogenen Himmel rieseln darf, brauchen auch die Geologen nicht mehr ihre äonenlange Metamorphose der Gesteine ('rockcyclus'). Offen blieb in der Diskussion die Frage, ob für der Erklärung der Lebensentstehung damit wesentliches geleistet sei, da doch auch in der bekannten irdischen 'Ursuppe' sämtliche Ingredienzen vorhanden gewesen wären oder erzeugt werden konnten.

Die 'Vom-Himmel-hoch-Theorie' war für uns katastrophistischen ZeiteinspringerInnen keine Überraschung. Nun wird ein Mann wie K. Keilhack doch noch Stammvater der Wissenschaft [LÖB; s. '*Menschengeschlecht*' 79]; nun werden unsere Mitstreiter Milton Zysman [Esker und ganze Gebirge wie die Appalachen; s. 3/95, 217], Peter Mikolasch [Raseneisenerz; s. *Chronologie und Katastrophismus*, 206] oder Walter Stender [ganze Kontinente; s. 3/92 45] überrascht sein, urplötzlich zu Ahnherren eines Neokatastrophismus zu avancieren, der allerdings - Verdrängung muß sein - von solcher Herkunft nichts weiß und auch nichts wissen will.

Während wir hier das Ohr am Puls der neo-katastrophistischen Zeit hatten, stellte uns *Eugen Gabowitsch* einen Autor vor, der sich vielleicht als erster im 20. Jh. Gedanken über Umdatierungen gemacht hat: *Nikolaj Morozov (oder Nikolaus Morosow) - ein 'Universalterrorist'*. Dieser Polyhistor hatte ein Leben zu führen, wie es vielleicht nur Mütterchen Rußland seinen Kindern zugemutet hat: politische Begeisterung, echter Terrorismus, jahrzehntelange Gefängnishaft, vielfältiger Schriftsteller, Institutsleiter, angesehener Gelehrter und Vergessener. Gabowitsch vertrat die Meinung,

stedt ♠ Thomas Knopf, Mannheim ♠ Thomas Völker, Berlin ♠
Ulrich Klinghammer, Wetzlar ♠ Uschi Berretz, Duisburg ♠ Wilfried
Gärtner, Körle ♠ Winni Marold, Weinsberg ♠

daß Velikovsky die Bücher dieses erstaunlichen, in Rußland damals überaus bekannten Autors gekannt haben mußte.

Für die Leser sei hinzugefügt, daß eines seiner frühesten Werke 1912 eine deutsche Ausgabe erfuhr: *'Die Offenbarung Johannis'*. Das Geleitwort schrieb kein geringerer als Prof. Arthur Drews, der als evangelischer Theologe in seiner zweibändigen *'Christusmythe'* [1909/1911, dann 1924] nicht nur Jesus die Existenz abgesprochen hatte. In der Folge geriet auch Paulus in die Fiktionalität (vorrangig durch die *'Evangelienmythen'* von John Robertson). Derartige Ausfälle spornten u.a. Egon Friedell zu Publikationen an [1917, 1921: *'Das Jesusproblem'*]. Der Zweifel an Paulus geriet danach in Vergessenheit und wurde erst 1994 wieder als Hermann Deterings These neu diskutiert [1/95, 73].

Morosow las die Apokalypse als astronomischen Text, der auch eine Rückrechnung gestattet, bei der sich als geschilderter Bezugstag des Verfassers der 30. 9. 395 ergab. Drews war bereit, die Abfassung der Apokalypse so spät anzusiedeln, ohne jedoch das frühe Christentum umzudatieren. Morosow leistete das dann in seinem vielbändigen Werk *'Christus'*. Bei meiner Mittelalterkürzung würden nicht nur Drews und Morosow tatsächlich kompatibel, sondern möglicherweise auch Morosows und meine eigenen Ideen.

Zum guten Schluß ging es in der *Generaldebatte* um die Fragestellung, inwieweit *Katastrophenerinnerungen und kollektive Amnesie* zusammengehören, wie also die immer wieder neue Frage diesmal zu beantworten sei: Velikovsky - right or wrong? Diese Debatte wurde dadurch aufgewertet, daß Prof. Dr. Alfred de Grazia und seine Frau zu uns gestoßen waren, also der Verfasser der *'Velikovsky-Affäre'* und Autor von mindestens weiteren zehn Bänden, die sich mit historischen Katastrophen, mit den Katastrophisten und mit dem *'homo schizo'* befassen. Außerdem war Jan N. Sammer anwesend, für mehrere Jahre Privatsekretär von I. Velikovsky und auch bei der Kompilation dessen einschlägigen Werkes beteiligt. (Die weiteren Ausführungen stützen sich auf Notizen von Hans-Ulrich Niemitz.)

Mir hatte ich die Rolle des *Advocatus diaboli* zgedacht, der so argumentierte: Uns sind vielfältige Katastrophen überliefert worden, als Mythen, Sagen oder als mehr oder weniger exakte Berichte aus allen Gegenden der Erde. Velikovsky behauptet in *'Das kollektive Vergessen'*, daß mit

Aristoteles [44] ein massiver Verdrängungsvorgang eingesetzt habe, der die alten Quellen entstellte, ersetzte oder uninteressant machte. Gleichwohl zitiert er selbst fast beliebig viele 'Katastrophenmeldungen' nach Aristoteles: Plinius d. Ä. [60], Seneca [61], Diodorus Siculus [91], Lukrez [96], Apokalypsen, Sibyllinische Bücher [97], Africanus, Eusebius etc etc. Aber auch die älteren Quellen - Bibel, Homer, Hesiod u.a. - strotzen vor Katastrophenmitteilungen, die nie 'zensiert' wurden. Für viele jüngere Berichte wie die Edda oder aufgespürte Sintflutsagen bei Naturvölkern gilt das ohnehin. Deshalb behaupte ich, daß die Menschen relativ rasch die Katastrophen psychisch überwunden haben (Hinweis: Frühes Lächerlichmachen der griechischen Planetengottheiten, versuchter Verzicht auf jüdische Tempelkulte, erfolgreiche Ableitung durch Blutopferkulte, s. G. Heinsohn, hier S. 181). Erst die Forscher des 19. Jhs. dulden in ihrem aktualistischen Weltbild keine Katastrophen mehr. Laplace etwa (1779-1825) wünschte sich ein ungestörtes Sonnensystem.

Christoph Marx sprach als *advocatus angelorum* ausdrücklich nur für sich: Das Kollektiv erbringt die gleiche Verdrängungsleistung wie ein Individuum. Es kann durchaus alte Texte 'zulassen', da es sich 'Personal' leistet, das sich ums Verdrängen sorgt und eine Geschichte ohne Katastrophen entwirft und begründet. Dafür stand früher primär die Religion, seit der Aufklärung die Wissenschaft und die Politik. Das Kollektiv zahlt die dort beschäftigten Verdränger nur, wenn sie ihre Leistung erbringen. Wesentlich ist, daß das Kollektiv sozusagen über den Menschen steht und selbst handelt. Unter dieser Prämisse müssen Forscher zu Fälschern werden, ohne das selbst bemerken zu können (außer sie hätten Velikovsky gelesen). Auflösbar ist dieser Zustand nur im Individuum. Insofern ruht die Hoffnung auf den neuen Recherche- und Korrespondenzmöglichkeiten ohne gängelnde Meister. So könnte 'Internet' zur Aufklärung von innen her, zur Selbstheilung beitragen. Im Laufe der Diskussion fügte er an, daß der Mensch von Natur aus versöhnlich sei (Beispiel das vorkommunistische China), Großkriege und Holocaust demnach spezifische Ursachen haben müssen, die durch kollektive Verdrängung bereitet werden.

Es erhob sich überraschenderweise keine Stimme, die Velikovskys spezielle Position verteidigen wollte. Kritik an meiner Position kam einzig von G. Heinsohn, der Boulanger als einen Katastrophisten anführte, der schon im 18. Jh. gegen das Verdrängen der Sintflut geschrieben habe. Die

Verdrängung sei also schon in der Aufklärung erfolgt. Offenbar sei der katastrophische Stoff immer paratgelegen, aber nur gelegentlich aufgegriffen worden. Wenn er heute wieder aktuell werde in Geologie, Astronomie und Biologie, dann wäre zu fragen, warum jetzt? Sicher sei nur, daß dies nicht die katastrophistischen Gruppen in der Nachfolge Velikovskys, also auch wir nicht erreicht hätten.

Die eigentliche Diskussion kreiste immer wieder um den Begriff des Kollektivs. Kann es, sozusagen über den Menschen stehend, für sich handeln, für sich traumatisiert werden, ohne daß das Individuum davon berührt sei (so Marx)? Seien denn die Repressalien des Kollektivs nicht auf alles von der 'Norm' Abweichende gerichtet, also gar nicht spezifisch antikatastrophisch (I. Heske)? Schließlich gäbe es immer dann Reputation und Beruf zu verlieren, wenn man sich gegen den 'mainstream' stemme. Was solle überhaupt diese Annahme, wenn sie nur dazu diene, den Einzelnen auch 100 Generationen später noch als traumatisiert zu bezeichnen? Mindestens einer (H. Langberg) ließe sich das nicht von Velikovsky einreden. Es gebe beispielsweise auch ein viel einfacheres Modell (HI), das ohne kollektive Verdrängung auskomme: Weil Katastrophen noch viel größer und unberechenbaren sind als Potentaten, lieben diese keine Katastrophen und dulden sie auch nicht in ihrer Geschichtsschreibung.

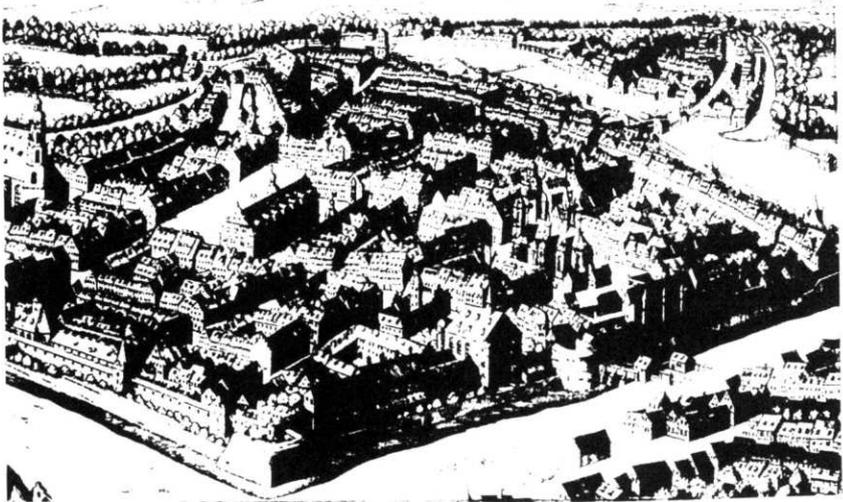
Unser zweiter Brennpunkt waren die Ängste des Menschen. Warum ihre mühsame, jahrtausendelange Herleitung von den Katastrophen, wenn es auch ganz direkte Ableitungen gebe wie die individuelle Angst vor dem eigenen Sterben und Tod (F. Löhner)? Es gebe genügend Ängste, die durch eine christliche Erziehung implantiert, (K. Günther), die durch familiäre Erziehung weitergegeben werden (T. Völker)?

Es ging auch um die Kritisierbarkeit der Weltbilder. Setze (so E. Gabowitsch) nicht die Beurteilung durch Marx eine absolute Wahrheit voraus, deren Existenz oder Erkennbarkeit jedoch nicht gegeben sei? Wir müßten also immer fragen, welche Vorstellung aus welchem Weltbild komme. Aber gleichwohl trage das Modell, weil Velikovsky damit die Katastrophen überhaupt wieder aufgedeckt habe (C. Marx). Doch daraus sei nur eine neue Art von Religion geworden (H. Langberg). Die Aktualität schließlich sei besonders gegeben, weil gerade die gegenwärtige Globalisierung zwingt, uns mit diesem Kollektivphänomen zu befassen (W. Gärtner).

Doch unser eigentlicher Dreh- und Angelpunkt blieb das Kollektiv. Können überhaupt alle Gesellschaften - in Raum wie in Zeit - darunter subsumiert werden (I. Heske)? Gehört China dazu, dessen vom Wort abgekoppelte Schrift komplettes Vergessen ermögliche (C. Marx)? Ist Kollektiv nicht nur eine Entschuldigung dafür, daß die meisten Menschen nicht denken (F. Löhner)? Handelt das Kollektiv unabhängig von seinen Individuen (C. Marx)? Gibt es nicht Kollektivvorstellungen, denen wir als Theorie zustimmen, die jedoch unser praktisches Handeln in keiner Weise bestimmen (G. Heinsohn am Beispiel 'Maastricht')?

'Unterm Strich' war zu erkennen, daß beim 'kollektiven Vergessen', vor allem das Adjektiv definitionsbedürftig ist. In der Diskussion klang vieles an: der große Bruder, eine selbständige Überinstanz mit Handlungsfähigkeit, Sheldrakes morphogenetisches Feld, der Ameisenhaufen (samt urteilendem Ameisenbär), die globale Menschheit, die öffentliche Meinung, unsere 'normale' Schizophrenie, politische Vorgabe und anderes mehr. Velikovsky selbst hat den Begriff nicht hinreichend gefaßt (vgl. Völkers nachfolgende Thesen). Hätten wir abgestimmt, wäre wohl das 'kollektive Vergessen' dem Vergessen anheim gegeben worden. Geblieben ist die gegenseitige Achtung, die diese Diskussion beherrschte.

Die Stadt Leypzig



Velikovskys Amnesie

Eine kritische Würdigung in 52 Thesen

Thomas Völker, Berlin

Gegenüber dem herrschenden wissenschaftsgläubigen (oder -ungläubigen!) Zeitgeist pflegen die *Zeitensprünge* eine fast schon ausgestorben geglaubte *kritische* Einstellung gegenüber den als wahr gepredigten Theorien. Die Widersprüche der bislang gelehrten Karlszeit werden genauso untersucht und herausgearbeitet wie die der C14-Theorie, die Unvereinbarkeit der Schichtenabfolge mit der gültigen Chronologie wird aufgezeigt etc. etc. Hierbei wird - im Interesse der Sache - auch vor gesunder Polemik nicht zurückgeschreckt. Von der unsachlichen Reaktion der 'Verteidiger' kann jeder ein Lied singen, der jemals ernsthaft für wahr Gehaltenes in Frage gestellt hat. Und dennoch läßt sich offenbar kein Zeitenspringer davon abbringen, immer und immer wieder in den wunden Punkten einer falschen Wissenschaft herumzubohren.

Aber wie steht es mit uns selbst? Sind wir mit unseren eigenen Thesen genauso kritisch wie mit denen der andern? Oder messen wir mit einer doppelten Elle? Es sollte deshalb nicht nur erlaubt sein, sondern geradezu gefordert werden, die kritische Sicht auch auf die Thesen gerade jener Person zu werfen, die vor nunmehr etwa einem halben Jahrhundert den Stein der Chronologiekritik erst so richtig ins Rollen gebracht hatte: Immanuel Velikovsky (1895-1979).

Seine chronologischen Ideen zu Ägypten oder Griechenland wie seine Gedanken über Katastrophen sind in unserem Kreis verschiedentlich kritisch weitergeführt worden, Clark Whelton hat seinen Fundamentalismus bei biblischen Überlieferungen aufgezeigt [VFG 3/89, 12]. Hier soll geprüft werden, was Velikovsky in bezug auf die Beseitigung von Menschheitsgeiseln geleistet hat. Anzumerken ist, daß zwar immer Velikovsky genannt wird, daß er mit dieser Thematik, die ihn mindestens 48 Jahre lang beschäftigt hat [vgl. seine Bibliographie, VFG 5/89, 13], nicht zu Ende kam. Dies gelang erst drei Jahre nach seinem Tod geduldigen Mitarbeitern unter Mithilfe von Prof. Lynn E. Rose.

Meine Studie lag in erster Fassung für die Amnesiedebatte der Leipziger Jahrestagung vor. Sie ist zu knapper Zeit abgerungen, mag aber als Ansatz für die Debatte nützlich sein.

Die in eckigen Klammern wiedergegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Velikovskys Schrift [1987]: "*Das kollektive Vergessen*"; Berlin [Taschenbuchausgabe; ¹1982 als "*Mankind in Amnesia*"; Garden City · London]. Der in diesem Buch dargebotenen, mehr oder weniger zufälligen Aufeinanderfolge der Argumente wird nur teilweise gefolgt. Stattdessen wird die innere Logik, der Gedankengang nachvollzogen. Hervorhebungen in Zitaten stammen sämtlich von mir, Anmerkungen und Auslassungen erscheinen in eckigen Klammern.

Teil A Zu Velikovskys Anlaß und Herangehensweise

§ 1 **Velikovsky ist unzufrieden.** Wenn er sich so umschaute in der Welt, bemerkt er allerhand Streit und Gewalt. Ihn stören z.B. Hiroshima [138f], der Antisemitismus [141], die Sklaverei [143f], die Bevölkerungsexplosion [146f], Studentenproteste [168f], Hungertote [178], der Vietnamkrieg [178, 185], Massenselbstmorde [189f] etc. etc.

Das alles sind Dinge, die *er* (der konkrete Einzelmensch Velikovsky) nicht mag. Weshalb er aus dem umfangreichen Repertoire von möglichen Unzufriedenheiten ausgerechnet *diese* sehr unterschiedlichen Dinge *herausgreift*, bleibe vorerst dahingestellt.

§ 2 **Das höhere Interesse.** Dabei geht es ihm nicht etwa um konkrete eigene Nachteile oder Schäden, zumindest benennt er keine. Nein, sein Interesse ist höherer Natur. Um nichts geringeres geht es ihm als um "die Zukunft" der Menschheit [7]. Indem Velikovsky sein Eigeninteresse an der Beseitigung von Krieg und Hunger als ein höheres Allgemeininteresse darstellt, versucht er es in den Rang eines unwidersprechlichen Anliegens zu heben. Das Ideal wird als Anspruch an die Realität zu einem (moralischen) Rechtstitel. Er macht sich zum Anwalt einer besseren Welt (s. § 9).

§ 3 **Beseitigung des niederen Interesses.** Dabei übersieht Velikovsky, daß er mit der Berufung auf ein höheres Interesse sein eigenes 'niederer' Interesse (§ 1) bereits *eliminiert* hat. Denn ob bzw. inwieweit diese beiden zusammenfallen, liegt nicht in der Hand desjenigen, der deren Identität *behauptet*.

§ 4 **Mord ist kein Selbstzweck.** Dem zivilisierten Weltbürger erscheint Velikovskys These von sinnlosem Krieg und sinnloser Gewalt (s. § 16) zu-

nächst einmal plausibel. Wer ist denn schon *für* Krieg? Fallen denn nicht zumindest in der Friedensliebe Einzel- und Allgemeininteresse zusammen? Die Frage: 'Wer kann schon den Tod von Millionen Menschen wollen?' ist jedoch falsch gestellt, denn sie übersieht, daß deren Tod keineswegs *Zweck*, sondern allenfalls *Mittel* ist.

§ 5 Der blinde Fleck. Daß es Interessen gibt, für die z.B. die Vorbereitung und Führung von Kriegen das einzig geeignete Mittel ist, will Velikovsky nicht wahrhaben ("Das Atom-Inferno ist bereits in der Planung" [148]). Hierzu *muß* natürlich von allen konkreten Zwecksetzungen, Interessensgegensätzen, Besitz- und Machtverhältnissen etc. abgesehen werden. Um die vorhandene Konkurrenz zwischen Staaten und Staatsbürgern kümmert er sich deshalb nicht. Ein folgenschwerer blinder Fleck im Auge des Kriegsgegners (s. §§ 28, 37, 38, 46).

§ 6 Der fiktive Gesamtzweck "Aggression". Da es sich bei allen beklagten Taten um *menschliche* Handlungen handelt, müssen nach dieser Logik 'die' Menschen als Gesamtheit, als "die Menschheit" verantwortlich gemacht werden. Unter Absehung von allen konkreten Einzelzwecken wird daraus der absurde Gesamtzweck Aggression [132], der seine Ursache in 'dem' menschlichen Geist (§ 23) haben soll (am menschlichen Körper scheint es nicht zu liegen). So entsteht die falsche Frage: Warum sind wir [!] so gewalttätig? [155]

§ 7 Vom Unbekannten zum Unbewußten. Da aber von diesem selbsterfundenen kollektiven Zweck *keiner etwas weiß*, muß Velikovsky erklären, weshalb keiner etwas davon wissen *kann*. Hierfür wird die Konstruktion eines "Kollektiven Unbewußten" (Teil D) *notwendig*.

§ 8 Vorurteil. Damit entpuppt sich seine darauf aufbauende Theorie der Amnesie als Vor-Urteil: Was bewiesen werden soll, ist in der Prämisse schon enthalten.

§ 9 Das unerfüllte Ideal. Ausgangspunkt ist für Velikovsky die *Differenz zwischen Ideal und Realität* (vgl. z.B. § 46). Hier hat schon die entscheidende Weichenstellung stattgefunden. Denn es geht damit nicht (mehr) um die Differenz zwischen Bedürfnis und Befriedigung, Mittel und Nützlichkeit, Zweck und Erfüllung.

§ 10 Der Fehler idealistischer Kritik. Dieser Idealismus zeigt sich durchgängig daran, daß Velikovsky die Ursachen seiner Unzufriedenheit als Abwesenheit seiner Lösung kennzeichnet. Es ist geradezu ein *Kennzeichen* idealistischer Kritik, daß sie nicht das kritisiert, was sie *vorfindet*, sondern das, was sie *nicht vorfindet*.

§ 11 Ideologie statt Wissenschaft. Velikovskys Theorie soll Einheit stiften, die Menschheit ideell vereinigen ("Wir"). Seine Theorie der Menschengruppengewalt durch Amnesie (§ 23) verdankt sich der Rechtfertigung des eigenen Ideals und nicht dem Interesse, etwas über diesen bestimmten Gegenstand herauszufinden. Dieser Schluß ist auch durch eine wie auch immer aussehende *Ausgestaltung* der Theorie nicht mehr rückgängig zu machen.

Teil B Die Konstruktion einer Ideologie

§ 12 Fruchtbarmachen der Widersprüche für alternativen Sinn. Gleichwohl ist es lehrreich, ein Stück weit nachzuvollziehen, wie sich Velikovsky bemüht, die selbsterzeugten Widersprüche in den argumentativen Griff zu bekommen. Denn an jeder dieser Bemühungen ist nachweisbar, daß es sich um Ideologie handelt, nicht um Wissenschaft.

§ 13 Abstraktionen. Velikovsky arbeitet durchgängig mit Abstraktionen, die hier nur wenig beweisen können, da sie fast leer sind: "Die Zukunft" [7], "Die Natur" [14], "Die Menschheit", "Der menschliche Geist". Der bewußte Verzicht auf konkrete Unterscheidung verrät, wie wenig es Velikovsky mit seiner "Analyse" um wachsende Erkenntnis zu tun ist. Dafür nämlich wären Differenzierungen sicher hilfreicher als Pauschalisierungen.

§ 14 Mißtrauen gegen die Kriegserklärungen. Mit dem postulierten Allgemeininteresse der Friedensliebe (aus dem ja nichts folgen *kann*, und augenscheinlich auch nichts *folgt*, gerade weil es angeblich der gesamten Menschheit zukommt!), hat es jedoch nicht sein Bewenden. Velikovsky hat den Anspruch, sich - zumindest theoretisch - nicht mit den herkömmlichen Erklärungen für diese Diskrepanz abzufinden, *weil er ihnen nicht traut*. Dieses Mißtrauen ist *grundsätzlicher Natur*. Anders als in seinen Chronologiebüchern verzichtet er darauf, die vorliegenden Theorien und Ideologien

auf ihre Richtigkeit bzw. Fehler hin zu untersuchen, um sie dann zu kritisieren. Wie das geht, weiß er also sehr wohl. Seine Unterlassung in diesem Fall muß demnach einen besonderen Grund haben (s. § 52).

§ 15 Falsche Widerlegung. Die 'Logik' Velikovskys geht so: Die herkömmlichen Theorien von Gewalttaten können nicht richtig sein, sonst hätte man die *Ursachen* längst beseitigt. Damit verwechselt er zunächst einmal Wissen und Macht.

§ 16 Gemeinsamkeiten. Velikovsky überlegt sich, was allen diesen sehr unterschiedlichen Dingen (§ 1) *gemeinsam* ist, wofür er natürlich von sämtlichen vorhandenen Unterschieden *absehen* muß. Er gelangt zu folgendem Ergebnis:

- a) Sie werden von Menschengruppen gemacht;
- b) Es handelt sich um "Gewalt".

Hiergegen ist kaum ein Einwand möglich. Sein drittes Ergebnis ist jedoch bereits 'zurechtgebogen':

- c) Man findet sie 'weltweit' (aber nur, wenn man davon absieht, wo man sie nicht findet);
- d) Sie sind für ihn aus sich heraus unverständlich.

Velikovsky hält dies scheinbar für eine ausreichende Kennzeichnung seines Untersuchungs-Gegenstandes. Bemerkenswert ist, daß er selbst ja die Auswahl erst getroffen hatte, aus der er seine Abstraktion ableitet. Gleichwohl sind wichtige Gemeinsamkeiten der genannten Dinge *weggelassen* worden.

§ 17 Armut durch Selbstberaubung. Velikovsky hat sich selbst jeder Möglichkeit beraubt, den wirklichen Ursachen für diese Gewaltakte auf die Spur zu kommen. Damit erweist sich, daß die gewählte Herangehensweise zur Lösung der selbstgestellten Aufgabe ("Warum Menschengruppengewalt?") nichts beitragen kann. Die Resultate sind so ärmlich, daß sich ein Schluß auf die wirklichen Ursachen verbietet. Der einzig vernünftige Schritt wäre gewesen, sich den Einzelphänomenen samt den über sie existierenden Ideologien wieder zuzuwenden. Doch darauf hat Velikovsky verzichtet.

§ 18 Vorgebliches "Warum?" Die pathetisch aufgeworfene Frage nach dem "Warum?" [132f] ist in diesem Zusammenhang blanke Rhetorik, die allein dazu dient, das Erscheinen des 'deus ex machina' vorzubereiten.

§ 19 Selbstbereicherung. Der selbsterzeugte Verlust (= die wirklichen Ursachen nicht mehr ergründen zu können) wird aufgewogen durch den Gewinn an Freiheit der Spekulation. Indem Velikovsky alle Unterschiede beseitigt (§ 16c), schafft er erst den Platz, um seine Theorie einfügen zu können. Erst indem er die Phänomene für sinnlos erklärt (§ 16d), kann er ihnen seinen privaten Sinn unterlegen.

§ 20 Das Geheimnis der Sinnstiftung. Hier erkennen wir eine ebenso einfache wie beliebte Methode, Sinn zu stiften:

1. Die wirklichen Gründe werden zu Fiktionen erklärt (Sinnlosigkeit);
2. Das hierdurch selbsterzeugte Vakuum wird beklagt (Krise);
3. Ein Ersatzgrund wird in die Leere eingefügt (Sinnstiftung).

§ 21 Die 'Logik der Möglichkeit'. "Könnte es nicht sein?" fragt Velikovsky, [z.B. 38] und behauptet: "es könnte!" [z.B. 37]. Natürlich könnte es. Es kann alles mögliche sein, wie will man das ausschließen. Die Logik der Möglichkeit ist per se unwiderlegbar.

Dadurch, daß etwas *möglich* ist, ist es jedoch noch nicht *wirklich*. Doch was Velikovsky gerade erst als Frage oder Hypothese aufgeworfen hatte, steht wenige Zeilen später schon als Tatsache fest [z.B. 38, 137].

§ 22 Das Böse als Symptom. Velikovsky interpretiert die ihn störenden Dinge als Symptome einer einzigen Ursache. Einen plausiblen Grund für diese drastische Vereinfachung nennt er nicht. Er fühlt sich dabei aber offenbar von seiner "Analyse" bestärkt, nach der immer "sinnlose weltweite Menschengruppengewalt" beteiligt ist.

Daß er selbst diese ziemlich leere Abstraktion erst *erzeugt* hat, ist ihm offensichtlich nicht klar (Verwechslung falscher Abstraktion mit Analyse). Die These von der einen Ursache ist also seiner eigenen persönlichen Willkür geschuldet. Denn ob bzw. inwieweit alle diese Dinge ein und dieselbe Ursache haben (was ja zumindest irgendwie denkbar wäre), ist *nicht vor*, sondern erst *nach* einer Analyse der Einzelursachen zu erkennen.

Diese Art der 'Argumentation' ist keineswegs originell, im Gegenteil: Es gibt Hunderte von Theorien, die inzwischen den Grund für alles Böse dieser Welt in einer Entartung des menschlichen Geistes dingfest machen wollen. Eine ganze Szene 'argumentiert' so: *New Age*.

Teil C Das Unbewußte

§ 23 **Was ist der Geist?** Velikovsky erklärt die menschliche Psyche folgendermaßen: "Der Leser sollte [aus dem zuvor Gesagten] nun nicht den irrigen Schluß ziehen, daß die menschliche Psyche nichts anderes sei als ein Träger von Eindrücken, die unter Katastrophenereignissen zustande gekommen wären. Selbstverständlich sind solche *natürlichen Triebe* wie die Befriedigung von Durst und Hunger, geschlechtlicher Betätigung, elterlicher - besonders mütterlicher - Schutz der Nachkommen, das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, Selbstdarstellung und Anerkennung, gesellschaftlicher Umgang, Streben nach dem Erwerb materieller Güter und *andere Antriebe* allesamt dem Menschen angeboren - und kaum einer ist bei Tieren, seien es Haus- oder Wildtiere, nicht ebenso bekannt. Alle diese Instinkte sind im Menschen gegenwärtig, und ohne eine ganze Reihe von ihnen würde das Leben nicht weitergehen. Aber dramatische Naturkatastrophen mit der Entfesselung aufrührerischer Elemente versetzte den Gemütern der Überlebenden einen Schock und hinterließ dort einen unauslöschlichen Eindruck" [38, vgl. 29].

§ 24 **Was ist der Geist nicht?** Der Geist - eine Summe, ein Nebeneinander von angeborenen und erworbenen Instinkten? Das soll schon alles gewesen sein? Wo bleiben z.B. Wahrnehmung, Vernunft, Bewußtsein, Wille, Verstand, Denken, Logik, Planung und Moral? Die passen offenbar nicht in die Theorie und werden *komplett ausgeblendet*, obwohl Velikovsky sie beim Bücherschreiben permanent einsetzt. Dies ist noch ein typischer Fall von 'blindem Fleck', allerdings mit Sicherheit nicht aufgrund einer "psychischen Anomalie" (§ 45), sondern einzig aufgrund seines *interessierten Denkens* entstanden.

§ 25 **(Bewußte) Begriffsverwirrung.** Velikovsky wirft so ziemlich alles, was sich für ihn an geistiger Tätigkeit findet, in einen Topf. Zwischen "Neigungen" [132], "triebhaften Reaktionen" [31], "Phänomenen" [37], "Kollektivgedächtnis" [34], "Seelischen Vorgängen", "Erinnerungen", "der menschlichen Psyche" [38], "psychischen Anomalien" [37], "dem menschlichen Geist", "Archetypen", "Instinkten" [38], "Denkinhalten" und "Gedankenformen", "Charakteristiken im seelischen Bereich" [37], "psychologischen Faktoren" [137], "Seelisch-geistigen Strukturen" [140] etc. wird hin

und her gewechselt, ohne daß irgendwo einmal diese Begriffe geklärt würden.

Durch ihre *fast grenzenlose Austauschbarkeit* kennzeichnet Velikovsky alle diese "Begriffe" als *Phrasen*. Diese Begriffsverwirrung ist weder Zufall noch Dummheit. Nur indem Velikovsky die Begriffsklärung konsequent vermeidet, lassen sich die aus seiner Theorie folgenden Widersprüche überspielen (§ 13).

§ 26 Das "Unbewußte": Leugnung der Willensfreiheit. Velikovsky leugnet, daß Menschen - bewußte - Gründe für ihr Handeln haben können, wenn sie z.B. miteinander in Streit geraten. Da er sich offenbar keinen bewußten, sinnvollen oder vernünftigen Zweck vorstellen kann, für den Gewalt das geeignete Mittel darstellen könnte, muß er jedes derartige Verhalten als *unbewußt, sinnlos und unvernünftig* deuten.

Die freud'sche Definition des "Unbewußten" ist ein hierfür gut geeigneter Widerspruch. Abgesehen davon, daß hier eine Sache durch die Abwesenheit einer anderen bestimmt wird - unterstellt die heimliche Herrschaft des "Unbewußten" den freien Willen als Fiktion: Der aus freiem Willen handelnde, sich seine Zwecke bewußt setzende und seine Mittel rational einsetzende Mensch - so lautet das vernichtende Urteil - existiert nicht. Der Mensch glaubt eben nur, daß er vernünftig sei.

§ 27 Rational gegen die Ratio. Warum man ausgerechnet die These vom unrationalen Menschen für rational halten sollte - dieser Grundwiderspruch jedes Irrationalismus kann selbst durch verstärkte Parteinahme und Denunziation der Kritiker (§§ 31, 49) nicht beseitigt werden. Man muß schon daran glauben *wollen*. Und Velikovsky will, weil sich nur so seine These durchhalten läßt.

§ 28 Rechtfertigung des Krieges I (Krieg als unbewußter Zweck). Dabei merkt Velikovsky nicht, daß er damit alles, was er (§ 1) zu *verurteilen* schien, *rechtfertigt*. Indem er all die Täter und Mitmacher zu *Opfern ihres Unbewußten* (und ihrer Unvernunft) erklärt, verbietet er jede Kritik an den dabei herrschenden Zwecken.

Teil D C.G. Jung und die Archetypen

§ 29 Das Kollektive des Unbewußten. Die jung'sche Erfindung des "kollektiven Unbewußten" ist ein doppelter Widerspruch. Weder Jung noch Velikovsky verraten, was *genau* unter diesem Begriff zu verstehen sei. Die von Velikovsky zitierte 'Definition' von C.G. Jung ist hierfür bezeichnend: Es handele sich demnach um eine "angeborene", "tiefere Schicht" des "Unbewußten", deren Inhalte "überall und in allen Individuen cum grano salis *die gleichen* sind". Es sei "in allen Menschen sich selbst *identisch*" und bilde "damit eine in jedermann vorhandene, allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur" [25]. Jung legt sich nicht genauer fest: Entweder sind die Inhalte bei allen Menschen identisch oder sie sind sich - grob gesagt - irgendwie ähnlich. Eine Entscheidung wird nicht getroffen. Auch die Amnesie betreffend herrscht diese Unentschiedenheit: Ist sie "Unvermögen" oder "mangelnde Bereitschaft" [154]?

§ 30 Die Schwäche der Analogie. Da das ganze Theoriegebilde offenbar allein auf dem durchaus ungenügenden Schluß der Analogie aufbaut (der ja gar nicht erlaubt, zwischen 'äußerlich ähnlich' und 'innerlich wesensverwandt' zu entscheiden), ist genau diese Unentschiedenheit zu erwarten. Nur auf ihr und ihrer begrifflichen Unbestimmtheit (§ 25) ist die ganze Theorie gegründet.

§ 31 Das Kritikverbot I: Der Kritiker als Depp. Damit niemand wagt, genauer nachzufragen, wird jeder, der das nicht lassen will, präventiv zum Deppen erklärt: "Archetypische Bilder sind eben a priori so bedeutungsvoll, daß man schon gar nie danach fragt, was sie eigentlich meinen könnten... Und wenn (dann jemand) anfängt, darüber zu denken, so tut er es unter Beihilfe dessen, was er 'Vernunft' nennt, was aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Summe seiner Voreingenommenheiten und Kurzsichtigkeiten" [C.G. Jung lt. 26]. So verbieten Jung und Velikovsky jede (sachliche) Kritik.

Damit im Widerspruch tragen sie jedoch ihre Thesen im wissenschaftlichen Gewand (der Form nach als Argumente) vor, anstatt das Unbewußte zu beeinflussen.

§ 32 Manipulation der Marionetten. Ist Argumentieren bei Psychologen vielleicht nur ein Trick? Falls ja, wie kann ich als Leser wissen, was z.B. ein 'Manipulator' Velikovsky (unbewußt) beabsichtigt? Vielleicht will er mich ja nur in die Katastrophe locken? Die Welt wird vorgestellt als absurdes Marionettentheater, in dem das Schicksal (die Natur, das Unbewußte, die Vorsehung, die Archetypen etc.) und die Marionetten gegenseitig an den Fäden zupfen.

§ 33 Die Verwechslung von Voraussetzung und Ursache. Wenn das "kollektive Unbewußte" tatsächlich allen Menschen gleichermaßen zukommt, so ergibt sich hieraus notwendig, daß es für die Ausprägung individueller Verhaltensweisen *zweitrangig*, nämlich nichts weiter als eine *Voraussetzung* ist. Velikovsky beherrscht aber die Technik herrschender Geisteswissenschaft, "Voraussetzungen und Bedingungen" in "Ursachen und Gründe" zu verwechseln. So wird aus einer "allgemeinen seelischen Grundlage" [25] eine "zukunftsentscheidende Frage" gemacht.

§ 34 Archetypen erklären nichts. Velikovsky bemerkt beinahe selbst, daß Jungs "Archetypen" im Grunde nichts erklären, gerade weil sie immer und überall vorhanden sein sollen. "In vielen Situationen, die einer weiteren Analyse bedurft hätten, sah er [Jung] einen Archetypus. [...] Indem er die Zahl der Archetypen [...] ständig vermehrte, verlagerte Jung die psychoanalytischen Bemühungen seiner Arbeitsgruppe auf ein Ausfindigmachen von Archetypen [...]" [28].

Teil E Velikovskys erworbener Archetypus

§ 35 Brauchbare Fehler. Da aber die Theorie der Archetypen für ihn so *brauchbar* ist, beläßt es Velikovsky bei den Andeutungen und hält ansonsten weiter an der von ihm kritisierten Theorie fest. Er entdeckt in ihr nur den einen Mangel, daß sie nicht bereits seine eigene Theorie vorwegnimmt: "Was dazu führte, daß diese Formen den Geist des Menschen bevölkerten, hat Jung nie erklärt. [...] Die wirklich bewegende Frage [...] - Wie drangen gewisse wirkliche (?) Archetypen in den Menscheng Geist ein und setzten sich dort fest, um ihn ständig zu plagen und sich von Generation zu Generation weiter zu vererben? - diese Frage wurde gar nicht erst gestellt" [28, vgl. auch 158]. Velikovsky aber beantwortet genau diese Frage.

§ 36 Der Mensch als Tier. Der Mensch wird von Velikovsky als eine Art Tier interpretiert. Unschuldige Bienen, Ameisen, Vögel [22] und Fische [24] müssen für menschliches (Gruppen-)Verhalten herhalten. Rätselhaft, daß Menschen nur selten ihre Männchen vertreiben, fast nie Blattläuse züchten, ganz schlecht aus eigener Kraft längere Zeit fliegen oder tauchen können. Der absurde Vergleich hat nur einen Sinn: Man soll sich das kollektive Unbewußte irgendwie als naturgegeben einleuchten lassen und sucht sich hierfür aus dem Tierreich passende *Bilder* (es hätten sich dort genauso gut genügend Beispiele für das Gegenteil finden lassen).

§ 37 Rechtfertigung des Krieges II (Krieg als tierischer Instinkt). Auch hier rechtfertigt er neuerlich das, was er andernorts verurteilt. Indem er all die Täter und Mitmacher zu Opfern ihrer tierischen Instinkte erklärt, verbietet er jede Kritik an den dabei herrschenden Zwecken. "Die Wiederholung großer Konflikte, die in Abständen von 52 Jahren aufeinander folgen und auch bei Halbzeit drohen, muß ebenso als ein Naturvorgang angesehen werden wie das Schwärmen von Heuschrecken in 17-Jahres-Perioden" [137]. Ein eigentümlicher, uns bekannter naturhaft-organischer Schicksalsglauben.

§ 38 Rechtfertigung des Krieges III (Faschismus als Schicksal / zyklische Naturkatastrophen). Jung stand dem Nazi-Weltbild nahe, wie auch Velikovsky feststellt: "...für die Eruption [!] des Nationalsozialismus brachte Jung dagegen [...] eine Haltung der Sympathie auf und bezeichnete ihn nicht als Wahnbildung [!]; er verspürte einen Drang, sich vom Jüdisch-Christlichen zu lösen" [27].

Wer Krieg und Faschismus derart zu 'Naturereignissen' verharmlost ("Naturvorgang", "Eruption"), der braucht sich nicht zu wundern, wenn die Menschen immer wieder mitmachen. Sie wollen nicht, sie müssen.

§ 39 Das Böse kommt von außen. Velikovsky ist konsequent. Da er keine Ursachen für Krieg und Hunger *auf* der Erde entdecken kann, (er hat sich hier konsequent blindgestellt) und die bisherigen Erklärungen offenbar nichts taugen können (§ 15), muß das "weltweit von Menschengruppen sinnlos ausgeübte Böse" von *außen* in die Welt gekommen sein. Dafür hält er eine passende Theorie bereit: die Theorie von den globalen Katastrophen. So fügt sich alles wie von Zauberhand zueinander.

§ 40 Rechtfertigung des Krieges IV (Krieg als kosmischer Effekt). Auch hier rechtfertigt Velikovsky wieder das, was er zuvor verurteilt. Die von außen gekommene zwecklose weltweite Gewalt verharmlost alle Täter und Mitmacher von Gewalt zu Opfern eines nicht zu beeinflussenden kosmischen Geschehens und verbietet damit jede Kritik an den herrschenden Zwecken.

§ 41 Der kollektive Wiederholungszwang. Warum hat trotz ausreichender 'Möglichkeit' und unbewußtem Wiederholungs-'zwang' noch kein weltweiter Atomkrieg stattgefunden? Velikovsky scheint selbst überrascht. Irgendwie muß es so etwas wie einen Gegenzwang geben, vielleicht "Verantwortung" [183ff]? Aber anstatt zuzugeben, daß er sich selbst widerlegt hat, macht er auch diesen Widerspruch fruchtbar und freut sich über die so gewonnene Schonfrist. Aber die Zeit drängt - fragt sich nur, wohin? Zur Unvernunft?

§ 42 Bebilderungen des Vorurteils. Die von Velikovsky ausgiebig zitierten Beispiele (z.B. Tornados etc. [163ff]) sind keine Erklärung, kein Beweis, sondern lediglich *Bebilderungen des vorgefaßten Standpunktes*. Schaut man genauer hin, so belegen sogar diese Beispiele, daß es sich bei den angeblich weltweit verbreiteten Traumata *nicht* um allen gemeinsame Inhalte handelt.

§ 43 Die Vererbung geistiger Inhalte I: Der Geist als Körper. Um die Theorie des Kollektivunbewußtseins zu vervollkommen, muß dieses natürlich irgendwie 'von Generation zu Generation' weitergegeben werden. Da die Vorstellung von präexistenten Gedankeninhalten eine gesunde Portion Gläubigkeit voraussetzt ("credo quia absurdum"), nimmt Velikovsky eine Metamorphose vor: Aus dem Denken wird eine Summe von Gedanken gemacht, aus Gedankenformen werden Inhalte, der kreative Denkprozeß wird zu "Eigenschaften" [32]. Denn nur als quasi körperliche Erbinformation, als Eigenschaft sind diese "Erfahrungen" weitervererbbar. Deshalb ist Velikovsky die Verwechslung von Geist und Körper so wichtig. Er besteht darauf, daß "geistigen Prozessen physikalische Prozesse zugrundeliegen" [21], was ja auch nicht ohne Not bestritten werden sollte. Und wieder hält er "Voraussetzungen" und "Ursachen" nicht auseinander (§ 33) und tut so, als wären die Notwendigkeiten des Geistes aus denen des Körpers zu erklären. Nur als körperliche Substanz mag sich Velikovsky eine

Weitergabe von Geist vorstellen. Für einen Bücherschreibenden eine sehr seltsame Vorstellung.

§ 44 Individuum und Gruppe, Erfahrung und Erinnerung. So kann über einen Analogieschluß (§ 32) aus kollektiv vererbten individuellen Erfahrungen ein ererbtes kollektives unbewußtes Gedächtnis [34] erzeugt werden. Daß gleichartige Erfahrungen - je nachdem, wie sie verarbeitet werden - in den Individuen völlig unterschiedliche Erinnerungen zurücklassen, bleibt bei Velikovsky unberücksichtigt. 'Erinnern' mag eine Voraussetzung für 'Lernen' sein. Aber auch eine noch so vollständige Aufzählung von Bedingungen ersetzt nicht den Begriff. Erinnern allein genügt eben nicht, um aus der Vergangenheit zu lernen.

§ 45 Die Vererbung geistiger Inhalte II: Die kollektive Verdrängung. Der Gesunde als Kranker. Wenn das kollektiv Verdrängte so furchtbar ist, daß es unbewußt bleiben muß, wie kann es diese Spezialisten, für die das *nicht* gilt, überhaupt geben? Sind sie vom Kollektiv ausgeschlossen? Wenn ja, wie und warum? Hier nähert sich Velikovsky seltsamerweise dem Ideal des Übermenschen, für den die Gesetze der Masse nicht gelten. Und so wie bestimmte "Mißbildungen" des "Körperbaus" vererbt werden können, so "könnte [!] auch eine psychische Anomalie mehrere Generationen überspringen, um sich dann scheinbar zufällig erneut zu manifestieren" [37]. Indem Velikovsky den Menschen als solchen zum Therapiefall erklärt, als permanent kranken Patienten [151ff], kann er sich zwar in die elitäre Pose des gesunden, rettenden Arztes werfen. Leider stimmen weder Anamnese noch Diagnose. Wie könnte da die Gesundungskur [180] anschlagen?

§ 46 Rechtfertigung des Krieges V (Krieg als psychische Anomalie). Auch hier rechtfertigt Velikovsky wieder das, was er zuvor verurteilt. Indem er all die Täter und Mitmacher zu Opfern einer heimtückischen Krankheit erklärt, verbietet er jede Kritik an den dabei herrschenden Zwecken. Wer Kriege als anomal kennzeichnet, obwohl sie quasi zur Tagesordnung gehören, der kann dies nur an einem Maßstab messen: an seiner eigenen Wunschvorstellung (§ 9).

§ 47 Unendliche Geschichte. An dieser Stelle breche ich die Untersuchung von Velikovskys Thesen ab, die beliebig lang weitergeführt werden

könnte. Es würden nur weitere Widersprüche zutage gefördert werden; erinnert sei nur daran, daß er immer glaubte, daß auch "unterdrückte Homosexualität viel mit Aggression zu tun hat" [133], womit das Erklärungsmodell der verdrängten Katastrophen völlig überflüssig wäre (ein Hinweis von H. Illig). Das Aufdecken weiterer Widersprüche würde allenfalls seine Motive und Methoden weiter erhellen, aber vermutlich dem grundsätzlichen Urteil über seine Theorie nichts wesentlich Neues hinzufügen können.

Teil F Zur Rezeption von Velikovskys Amnesietheorie

§ 48 **Der Beweis 'ex nihilo'**. "Alles was verdrängt ist, wird nicht erinnert." - "Da man die Katastrophen nicht erwähnt, müssen sie verdrängt worden sein" (exemplarisch an Aristoteles demonstriert [53ff]). Dieser Umkehrschluß ist logisch unhaltbar (vgl. § 21).

§ 49 **Das Kritikverbot II: Der Kritiker als Verdränger** (vgl. § 31). Diejenigen, die seiner Theorie kritisch gegenüberstehen, geraten in den Verdacht, dies nur deshalb zu tun, um die Erinnerung an die vergangenen Katastrophen unten zu halten [angedeutet z.B. 153]. Eine recht billige Disqualifikation der Kritiker als Verdränger. Wer mag da noch in eine Diskussion einsteigen? Ein derart in sich geschlossenes Denkgebäude ("nicht falsifizierbar") hat ihn bei der Massenselbstmordsekte in Guayana interessiert [189].

§ 50 **Weltkatastrophen**. Die vorliegende Kritik an Velikovskys Theorie der kollektiven Amnesie bestreitet keineswegs, daß vielleicht in historischer Zeit globale Katastrophen stattgefunden haben (oder noch stattfinden könnten). Eine Kritik von Velikovskys Theorie der Weltkatastrophen erübrigt sich hierdurch jedoch nicht.

§ 51 **Die Kritik der herrschenden Wissenschaft**. Die herrschende Wissenschaft *ist* kritikabel. Aber nicht in dem, was sie unterläßt, sondern in dem, was sie tut. Velikovsky beschränkt sich auf die Unterlassungen, weil er im Prinzip die herrschenden Verfahren und Kriterien *teilt*. Das Nicht-wahrhabenwollen existiert. Aber an ganz anderer Stelle, als Velikovsky vermutet hätte, zu allererst bei ihm selbst: Velikovskys Amnesie!

§ 52 Schluß: Sinnstiftung statt Wissenschaft. Velikovskys Theorie der kollektiven Verdrängung ist nach wissenschaftlichen Kriterien nicht haltbar. An diese Theorie muß man glauben wollen, kritische Prüfung verträgt sie nicht. Dem Anspruch an "Wissenschaft" genügt noch nicht einmal die Form. Der Inhalt ist Ideologie. Daß Velikovsky das Buch nie beendete, ist nicht der Grund für die unzureichende Argumentation, vielmehr ist diese der Grund für die Unfertigkeit.

Ihren verborgenen Nutzen offenbart diese Ideologie wie jede Religion jedoch erst bei kritischer Betrachtung: Indem er "die Aggression" als "Katharsis" ererbter Erinnerung interpretiert, gibt Velikovsky der Menschengruppengewalt ganz prinzipiell einen Sinn. Durch seine ideelle Gleichmacherei betreibt Velikovsky eine affirmative Rechtfertigung der herrschenden Zwecke. Übrigens wird hierbei stets nur das nackte Überleben als Maßstab verankert. Das, was er zeitweilig kritisiert (Krieg, Hunger etc.) wird unter solcher Kritik noch lange weiterbestehen. Es sei denn, daß den bösen Menschen der Himmel auf den Kopf fällt.

Blutopfer und Bronzezeit

Gunnar Heinsohn

Aus Gunnar Heinsohns im Juni neu erscheinendem Buch "Die Erschaffung der Götter: Das Opfer als Ursprung der Religion", Reinbek, werden hier die Probleme der Fachgelehrten mit ihrer Materie und die Zusammenfassung des Buches wiedergegeben.

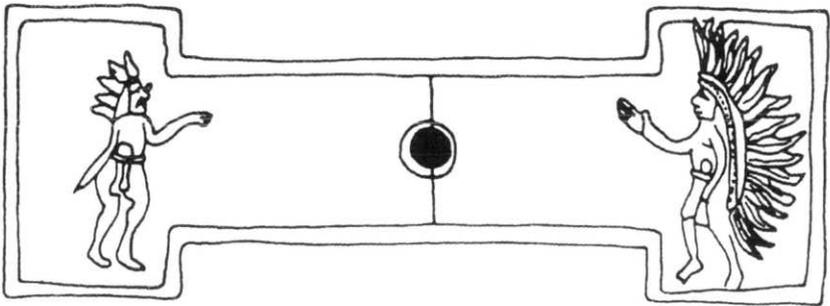
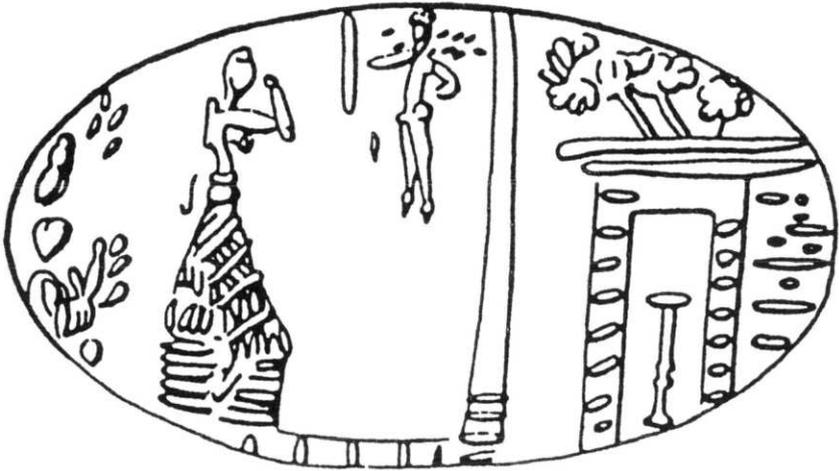
"Das Menschenopfer ist am schwersten zu verstehen. [...] Hier - mehr als irgendwo sonst - scheitern die schönsten Theorien" [Jan de Vries, *Perspectives in the History of Religion*, Berkeley et al.: University of California Press, 1977, S. 198/200].

"So ist uns im Opfer ein besonders grossartiges Beispiel für den Konservatismus der heiligen Handlung gegeben. Gelänge es, auch seine Vorgeschichte zu erhellen und bis zu seinem ursprünglichen Sinn vorzudrängen, so wäre das für die *griechische* wie für die vergleichende *Religionswissenschaft* ein großer Gewinn" [Karl Meuli "Griechische Opferbräuche" (1946), in: Idem, *Gesammelte Schriften*, hgg. von T. Gelzer, Bd. II, Basel: Schwabe & Co., 1975, S. 907].

"Welche rechtlichen oder frommen Vorstellungen oder welche ökonomischen und sozialen Drucksituationen diese Haltung [der Hinnahme des Königtums von Opferpriestern in *Mesopotamien* - G.H.] hervorgebracht haben, werden wir wahrscheinlich niemals wissen" [Adolf Leo Oppenheim, *Ancient Mesopotamia*, revised edition completed by E. Reiner, Chicago: University of Chicago Press, 1977, S. 97].

"Die schwierige Frage nach dem Wesen der Schlacht- und Brandopfer *im ägyptischen Kult* harret noch der Lösung" [Hermann Junker, "Die Schlacht- und Brandopfer im Tempelkult der Spätzeit", in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde*, Bd. 47, 1910, S. 69].

"Seit der Entstehung der *vergleichenden Religionsgeschichte* in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden Versuche unternommen, die Ursprünge des Opfers aufzudecken. Obwohl diese Versuche zu



Oben: Frau oder Göttin vor junglichem Stab- oder Hermesgott, dessen Haltung als schwebend oder hängend gedeutet wird und dessen Ende bzw. Opferung durch Kastration erfolgt; Siegelring aus Knossos [H. Müller-Karpe (1980): *Handbuch der Vorgeschichte. 4. Band*; München, Tf. 204, Abb. 18]

Unten: Toltekisches Duell von Ballspielern mit sternstrahligem Federkopfschmuck [nach A. Taladoire (1981): *Les terrains de jeu de balle*; Mexico City, Tf. 14]



Plakette mit Menschendarstellung aus dem Jupiteropfer auf dem Gipfel des Mons Albanus (ca. 20 km südlich von Rom) [H. Scullard (1981): *Römische Feste: Kalender und Kult*; Mainz, S. 176]. Phallusvereherung, möglicherweise aus einer ursprünglicheren Beweinungsszene entstanden, bei der das Drama des kosmischen Schweifverlustes von den Erdbewohnern als Heilstat empfunden und blutig nachgespielt wurde; griech. rotfigur. Becher, -5. Jh. [C. Johns (1989): *Erotic Images of Greece and Rome*; London, S. 43]

einem besseren Verständnis des Opfers beitragen, waren sie nicht überzeugend" [Richard H. Faherty, "Sacrifice", in: *The New Encyclopedia Britannica Macropedia*, Bd. 26, Chicago et al: Encyclopedia Britannica Inc., 1991, S. 791 - Hervorhebungen in allen fünf Zitaten G.H.].

Summary

Die moderne Forschung steht zerstritten vor den Blutopferkulten und den Göttern in Mensch- oder Tiergestalt. Etliche Gelehrte beharren sogar darauf, daß man diese Kernelemente der Religion niemals werde begreifen können und sich an einem heiligen Geheimnis vergehe, wenn man mit dem Fragen nicht aufhöre:

"Die Unableitbarkeit des Religiösen, die in Wendungen wie der vom 'Urerlebnis des Heiligen' wie unzureichend auch immer ausgedrückt wird, zählt ebenso wie die Realität des Blutvergießens zum Vorgegebenen, das die Wissenschaft wahrnehmen muß und nicht restlos abarbeiten kann" [J. Ross, "Griechische Passion: Walter Burkerts Anthropologie des Opfers in der Antike", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung: Geisteswissenschaften*, 27.3.1996, S. N 5].

Die Völker des Altertums hielten von solcher Ratlosigkeit nichts. Ihre Texte und Darstellungen berichten von aufwendig geschmückten Spielern, die zerstörerische Himmelskörper darstellen und im Blutopfer gegeneinander antreten. Diese Götterbilder seien ursprünglich die Opfer selbst gewesen. Sintfluten und Weltenbrände hätten sie im Opfer aufgeführt. Durchbohrt, enthauptet, zerstückelt oder kastriert habe man die Geopferten, um sie einem explodierenden Schweifstern gleichzumachen. Auch das Herabregnen von Asche und Meteoritenmaterial hätte man durch das rituelle Einreiben mit Ruß und das Werfen von Steinen und Körnern wiedergegeben. Selbst das unerhörte Erschrecken der Menschen, die den Kataklysmen entkamen, sei in die Rituale eingegangen. Ihre Teilnehmer hätten panische Schreie ausstoßen und erwachsene Männer - nach vorheriger Einnahme von Abführmitteln - in ihre Kleider machen müssen.

Weil der vor allem von Charles Lyell und Charles Darwin durchgesetzte Glaube an eine Welt kleinster und harmloser Veränderungsschritte bis zum Ende der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts die Wissenschaften

beherrscht hat, mußten die ganz anders klingenden Aussagen der Alten als Phantasiegebilde abgetan und die Entstehung der Hochreligionen dann als unlösbares Rätsel ausgegeben werden. Nur Außenseiter beharrten auf der Evidenz und wurden dafür oft genug verlacht oder totgeschwiegen. Erst mit den neokatastrophistischen Thesen vom Herbeiführen der geologischen Zeitalter durch kosmische Katastrophen (seit 1977) und vom Auslösen der Dinosaurier durch Meteoriten (seit 1979) kommt das herrschende Denken vom Verdrängen der Stoffe allmählich ab. In den renommierten naturwissenschaftlichen Zeitschriften wird mittlerweile die Geschichte "unseres asteroidengesteinigten Planeten" mit großem Einsatz rekonstruiert.

Die heute verbreiteten Theorien des Opfers und der Götter stammen jedoch aus der Zeit vor dieser Wende hin zu einer tatsachenorientierten Wissenschaft. Erst jetzt werden die Dinge durchschaubar. Weder durch Angriff oder Flucht noch durch Verhandlung konnten die Menschen auf die ungeheuren Ereignisse der Bronzezeit reagieren. Ihre maßlose Panik wurde traumatisierend in sie zurückgestoßen, äußerte sich als lähmende Starre oder unkontrollierter Aggressionsausbruch. In dieser Situation fanden die Kühnsten zu den Ritualen und wurden so zu den ersten Priestern. Wie Kleinkinder ließen sie ganze Gemeinwesen die überwältigenden Eindrücke heilend abspielen. Für das Wiedergewinnen der seelischen Balance durch Abfuhr der gestauten Wut beim Töten eines oder mehrerer Darsteller von Himmelskörpern zahlten die Erlösten allerdings mit Schuldgefühl. Die Leichen der Opfer wurden in vollem Astralkostüm erhöht, damit vor ihnen Beweinungs-, Verneigungs- und Versöhnungsgesten vollzogen werden konnten. Mit dieser "Anbetung" erschufen die Menschen sich Himmelsgötter, die nun Tier-, Menschen- oder eine dem Kostüm entsprechende Mischwesengestalt angenommen hatten. Als gegen Ende der Bronzezeitkatastrophen diese schlachtfrischen Himmelskämpfer in Holz oder Stein abgebildet wurden, waren die Götterstatuen fertig.

Prof. Dres. Gunnar Heinsohns Adresse siehe Impressum

Zur Datierung der Genesis

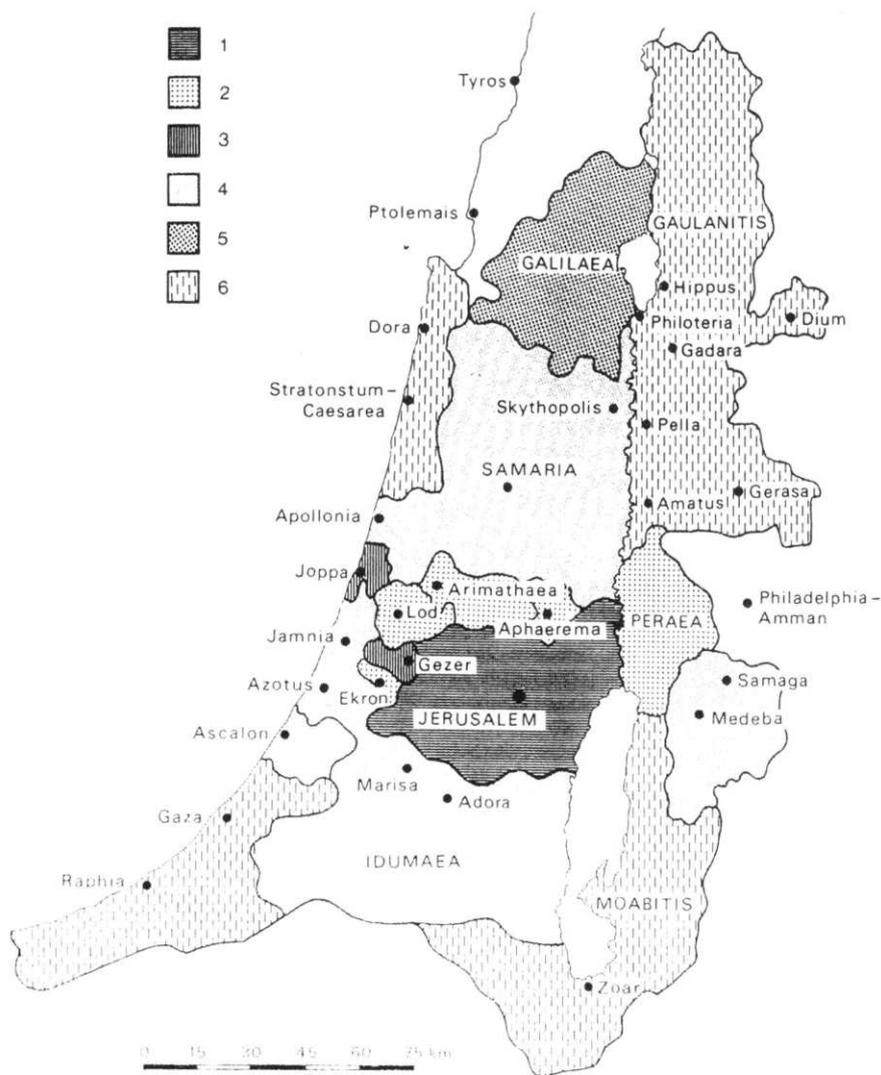
Jens Thoböll

A. Vorbemerkungen

1. Die Schriften des Alten Testaments sind nicht vom Himmel gefallen, sondern von Menschen jeweils zu einer bestimmten Zeit geschrieben worden. Welche Menschen sie aufgeschrieben haben, geht nicht ohne weiteres aus ihrem Titel oder aus ihnen selbst hervor. So können z.B. die fünf Bücher Mose nicht von Mose geschrieben sein, da in ihnen u.a. von Moses Tod berichtet wird. Wenn man von Legenden absieht, die vorgeben, sie stammten aus der Zeit um -100, finden wir die früheste Diskussion um das Alter der Bücher Mose bei einem jüdischen Philosophen aus der damaligen Metropole der Wissenschaft, aus Alexandrien. Er lebte zur Zeit Jesu, und wir nennen ihn nach seiner Wirkungsstätte *Philon von Alexandria*. Er hatte wie auch heutige Theologen den verständlichen Wunsch, den wichtigen Texten des ATs ein hohes Alter zuzuschreiben. So sollte der griechische Philosoph Platon im -4. Jh. für seinen Dialog *Timaios* die biblische Schöpfungsgeschichte benutzt haben. Durch diese Frühdatierung wollte Philon den Vorrang der jüdischen Gottesauffassung vor der griechischen und hellenistischen Philosophie betonen.

Heute versuchen die alttestamentlichen Theologen auf eine andere Weise, einen frühen Ansatz biblischer Schriften zu erreichen, nämlich mit der Quellentheorie. Eine gute Zusammenfassung finden wir in der Einleitung zu den fünf Büchern Mose in der Einheitsübersetzung [3]. Dort heißt es:

"Man pflegt heute drei Hauptschichten zu unterscheiden, die sich über die ersten vier Bücher [Mose] erstrecken: 1. Die Jahwistische (J), erkennbar an der Vorliebe für den Gottesnamen Jahwe; sie wurde um 900 v. Chr. als Werk eines großen Geschichtsschreibers und Theologen niedergeschrieben. 2. Die elohistische Schicht (E), so genannt wegen der Vorliebe für den Gottesnamen Elohim (= Gott); sie wurde um 720 v. Chr. niedergeschrieben. 3. Die Priesterschrift (P); sie wurde im Babylonischen Exil um 550 v. Chr. niedergeschrieben."



Die Entstehung des Hasmonäerstaates. 1 Judäa zu Beginn des Hasmonäeraufstandes; 2 Annexionen unter Jonathan (161-142); 3 Annexionen unter Simon (142-135/4); 4 Annexionen unter Johannes Hyrcanus (135/4-104); 5 Annexionen unter Aristobulos I. (104-103); 6 Annexionen unter Alexander Janäus (103-76) [Kuhnen 10]

Und dann gelangen die Theologen noch ein beträchtliches Stück zurück in die Frühzeit; so heißt es nämlich ebenda weiter:

"In diese drei bzw. vier Schichten haben die Verfasser Überlieferungen eingearbeitet, die ihrerseits auf mündlich umlaufende oder schriftlich vorliegende Traditionen verschiedenen Alters zurückgingen: Erzählungen über Personen und Ereignisse, die für das Werden und die Geschichte Israels wichtig waren; Lieder; Stammbäume; Listen von Orten; Sammlungen von Gesetzen verschiedenen Inhalts."

Damit haben wir ein erstaunliches Alter der biblischen Schriften erreicht. Über die Verfasser der einzelnen Bücher finden wir nichts. Statt dessen wird uns ein Redaktor vorgeführt:

"Schließlich hat ein [!] letzter Bearbeiter (Redaktor, abgekürzt R) die ganze ihm vorliegende mündliche und schriftliche Tradition zusammengefaßt."

Leider erfahren wir über die Lebenszeit dieses Redaktors nur, daß er nach dem babylonischen Exil gearbeitet habe. Dagegen aber meine ich, daß man mit Quellenkritik erst beginnen darf, wenn man sich über die Abfassung einer Schrift klar geworden ist. Ich wähle einen Vergleich aus der Archäologie: Dort bestimmt man das Alter einer Schicht, eine Hauptaufgabe aller Ausgrabung, nach dem spätesten Fundstück in ihr; d.h. daß der späteste Fund in einer archäologischen Schicht den "terminus post quem" liefert, d.h. den Zeitpunkt, *nach dem* die betreffende Schicht abgelagert worden ist. Das gleiche gilt selbstverständlich auch für literarische Erzeugnisse: Erst, wenn der Rahmen für die Zeit der Schlußredaktion abgesteckt ist, läßt sich entscheiden, ob eine Partie in den betreffenden Zusammenhang hineinpaßt, oder ob sie überhaupt einem früheren Umfeld zugewiesen werden müßte. Wenn z.B. die Theologen Worte, Sätze oder ganze Abschnitte als spätere Hinzufügungen aussortieren und in ihre Betrachtung gar nicht erst aufnehmen, können wir dies nicht hinnehmen, da es von schlechter historischer Methode zeugt, den Zustand des Textes bei der Schlußredaktion nicht zu berücksichtigen. Es gilt also, zuerst einen terminus post quem für die Abfassungszeit zu ermitteln und dann zur Bestätigung festzustellen, ob die anderen Texte in diesen Bezugsrahmen hineinpassen.

2. Um die frühe Abfassung der biblischen Schriften zu beweisen, ziehen die Theologen den Samaritanischen Pentateuch heran. Darunter verstehen wir eine geschlossene Sammlung der fünf Bücher Mose (Pentateuch), die

sich in Samaria erhalten hat. Sie hat einige Abweichungen von dem hebräischen Text, den jüdische Theologen, die Masoreten, im 12. Jh. herausgegeben haben, und der bis heute der maßgebliche hebräische Text geblieben ist. Wenn sich die Samaritaner tatsächlich schon vor der Eroberung durch Alexander den Großen von der Jerusalemer jüdischen Gemeinde endgültig getrennt haben sollten, dann wäre diese Sammlung schon im -4. Jh. fertig gewesen. Dann könnte man diese Zeit als "terminus ante quem" betrachten und das ganze Werk spätestens ins -4. Jh. setzen. Indessen ist diese frühe Datierung des samaritanischen Schismas unrealistisch. Jeder, der einmal Samaria oder den Garizim besucht hat, weiß, daß dort nur wenig, und das wenige frühestens aus römischer Zeit zu finden ist. Warum?

Um das Jahr -122 zerstörten die Truppen des Johannes Hyrkan das Heiligtum auf dem Garizim [Josephus XIII, 9,1] und vier Jahre später die Stadt Samaria so gründlich, daß wirklich nichts mehr auszugraben ist. Josephus [XIII,10,3] schreibt dazu, Hyrkan habe die Stadt von Grund aus zerstört und von reißenden Gebirgsbächen überströmen lassen. Dadurch sei sie derartig unterwühlt worden, daß sie in die Schluchten abstürzte und kaum noch den Anblick einer Stadt darbot. Obwohl die Kontinuität der samaritanischen Geschichte so abrupt unterbrochen wurde, glauben viele Theologen dennoch, in Samaria sei der Pentateuch in ungebrochener Kultradtition seit dem -4. Jh. aufbewahrt worden! Statt dessen dürfte er durch jüdische 'Siedler' einer samaritanischen Synagoge geschenkt worden sein und bei der neuen Freiheit von Jerusalem unter Pompejus den Grundstock für einen eigenen Kult bedeutet haben, d.h. das samaritanische Schisma und der entsprechende Pentateuch liefern uns einen "terminus ante quem" um das Jahr -65. So ist der Pentateuch und mit ihm auch das erste Buch Mose, die Genesis, nicht mehrere Jahrhunderte früher anzusetzen. Damit ergibt sich für ihre Datierung ein Rahmen von ca. -118 bis -65, d.h.

B. Samaria (Sichem) in der Genesis

Jeder wird bei dieser Überschrift stutzen: Wieso diese Behauptung, wo doch der Name Samaria in diesem Buche nicht vorkommt und die Konkordanz das Wort hier nicht nennt? Nun habe ich andernorts [Thoböll 16f] gezeigt, daß es neben der griechischen Form "Samareia" und der hebräischen Form "Shomron" noch andere Formen des Namens gegeben hat. So taucht z.B. Jes. 7,9 G (G als Hinweis, daß die griechische Bibelübersetzung

Septuaginta benutzt wird) die aramäische Form "Somorra" auf. Diese Benennung wird nun in Jes. 1 episch zerdehnt in "Sodom" ("Klotz am Bein") und "Gomorrha" ("Stadt des Omri"). Dabei sind offensichtlich nicht zwei Städte, sondern nur eine einzige Stadt gemeint, und diese eine Stadt spielt nun in der Genesis eine wichtige Rolle.

Zuvor mag man noch fragen: Warum denn diese umständliche Benennung? Eine übliche wäre doch viel verständlicher gewesen. Aber dazu ist zu sagen: Es gab viele hellenisierte Städte in der Nähe Jerusalems [vgl. die Liste bei Noth, 324]. Aber keine Einführung eines griechischen Kultes erregte die Gemüter der Juden so sehr wie die in Samaria. So mochte man noch nicht einmal den Namen aussprechen, wie es auch Jesus Sirach um -135 [zur Datierung vgl. Thoböll 17] peinlich vermeidet, die "Leute von Sichem" mit ihrem normalen Namen zu benennen. So blieben nur Umschreibungen wie "Ephraim" oder eben "Sodom und Gomorrha", das die Genesis verwendet.

Hier mag man einwenden, es handle sich bei Sodom und Gomorrha um einen uralten Mythos, der nichts mit einer Geschichte des -2. Jhs. zu tun haben könne. Gewiß klingt die Sprache mythisch. Aber bei genauerem Hinsehen fällt uns die Rede von einer Zweiklassengesellschaft, von Gerechten und Gottlosen, auf. Diese Schwarz-Weiß-Malerei konnte es in einer Volksreligion, in die jedes Mitglied des Volkes hineingeboren wurde, nicht geben. Vielmehr wurde sie erst möglich, als im Jahre -168 der Tempel in Jerusalem auf den olympischen Zeus umgeweiht war und ein großer Teil des Volkes und fast die gesamte Oberschicht mitmachte. Damals kostete es eine schwere Entscheidung, die Familie und allen Besitz zu verlassen und in die Verbannung oder Wüste zu gehen. Nur auf diesem Hintergrund ist die radikale Trennung zwischen Gerechten und Gottlosen zu verstehen, die so in der antiken Welt vorher nicht vorkommt und doch einen Großteil der biblischen Bücher beherrscht. Den grausamen Kleinkrieg gegen die eigenen Volksgenossen führten die Guerillakrieger des Judas eben in dem Bewußtsein, 'nur' gegen die Gottesfeinde zu kämpfen. Wenn man die Rache Gottes vollstreckte (Ps. 149,5-7, wobei unter den "gojim" die eigenen, "gottlosen" Volksgenossen zu verstehen sind), brauchte man keinerlei humane Vorschriften zu beachten, weshalb der Staat der jüdischen Gotteskämpfer, der Makkabäerstaat, ja auch als Räuberstaat bezeichnet wurde. Und wenn um das Jahr -118 Hyrkan, der Neffe des Judas Makkabäus, Samaria zerstören ließ, fand der Autor der Genesis, Gott selbst habe es getan, weil nicht

einmal zehn "Gerechte" in der Stadt waren. So glatt war eben die Hellenisierung dort vonstatten gegangen [vgl. Josephus XII,5,5], daß sich kein Jude vorstellen konnte, es gäbe zehn "Gerechte" in Samaria. Und so groß konnte der Zorn auf die Samaritaner damals nur sein, weil man sie (im Gegensatz zu Esra 4) offensichtlich bis dahin noch für mehr oder weniger eifrige Jahweanhänger gehalten hatte. Renegaten sind ja immer besonders verhaßt.

In der Genesis nun wird die mythische Rechtfertigung für die sinnlose Zerstörungstat geliefert, die Gott selbst als ihren Urheber in Anspruch nahm. Es ist ärgerlich für uns Christen und vielleicht auch für Juden, diese schreckliche Geschichte auf dem Hintergrund einer echten historischen Wirklichkeit als mythologischen Überbau zu erkennen, aber m.E. führt kein Weg daran vorbei. So gewinnen wir als "terminus post quem" der Genesis ein Jahr um -118. (Das genaue Datum kann ich aus meinem Material nicht ermitteln: Noth, 347, gibt das Jahr -107, Bach in RGG 3.V,1353 das Jahr -128 für die Zerstörung des Heiligtums auf dem Garizim; entsprechend später wäre die der Stadt Samaria anzusetzen.)

Indessen reichte anscheinend die Geschichte von Sodom und Gomorrha nicht aus, um die Zerstörung Samarias zu rechtfertigen. Eine zweite Erzählung hielt der Autor der Genesis für erforderlich, um dem schrecklichen Geschehen wenigstens einen Hauch von Recht zu verschaffen. Ich meine die Dinageschichte [Gen. 34]. Der "reinen Jungfrau" Dina (ihr Name bedeutet "Gerechtigkeit" oder vielleicht besser "Gesetzestreue"), war nämlich von "Sichem" Gewalt angetan worden. Sichem kennen wir schon von Jesus Sirach als Deckname für Samaria. Weil hier der Hellenismus bei vorher normalen Jahweanhängern andauerte, war er den radikalen Frommen von Jerusalem ein beständiger Dorn im Auge. Eine Alternative zu ihrem Gottesstaat relativierte die Entscheidung der frommen Juden, gegen die Feinde des wahren Gottes Krieg zu führen. Deswegen mußte Samaria, sobald die Kräfte der Makkabäer dafür ausreichten, zerstört werden, Hier im Text heißt es dazu, der Gerechtigkeit sei Gewalt angetan worden. Ob dort eine Widerstandsbewegung schnell niedergeschlagen wurde oder überhaupt nicht Fuß fassen konnte, wissen wir nicht. Die Wohnung Lots in Sodom [Gen. 19] läßt auf eine kleine Zelle von Widerstand schließen. Dort heißt es auch [Gen. 19,4], die "Boten" (ein Titel der makkabäischen Krieger, Dan. 12,1) seien von den Sodomern tötlich angegriffen worden und hätten zu Sexualsünden (dem typischen Ausdruck für Abgöttereie) verführt werden sollen.

Aber zurück zur Dinageschichte. Sie erzählt mit großem Stolz davon, wie in den Verhandlungen um die Vereinigung der beiden Völker die Beschneidungsforderung (in ihrer Schärfe übrigens auch erst im -2. Jh.) gegenüber den Sicherniten als Trick angewandt worden sei, um die Leute wehrlos zu machen. Die Freude am Sieg rechtfertigte offenbar den heuchlerischen religiösen Betrug und den Vorwand einer nationalen Versöhnung. Dann wurden nach der Geschichte die Männer abgeschlachtet und die Frauen und Kinder geraubt. Ob die Gegend von den Frommen neu besiedelt wurde, steht nicht da, ist aber anzunehmen. Ob wir das Strafgericht über "Sichem" auf die Wirklichkeit des Jahres -118 übertragen dürfen? Dann könnten wir die Genesis als historische Quelle der Zeit nutzen. Da die Datierung mit dieser Geschichte wieder in die Nähe des Jahres -118 gelenkt wird, sollten wir uns dazu entschließen, die Genesis in eine Zeit kurz danach zu setzen.

Auch die Notiz in Gen. 12,6, Abraham sei nach Sichem gezogen und Gott habe seinen Nachkommen das Land versprochen, erscheint jetzt in einem neuen Lichte: Nicht Abrahams Enkel oder Urenkel sollten das Land besitzen, sondern die des Mattathias. Bei Josephus [XIII,10,2] heißt es nämlich, Hyrkan habe seinen zwei Söhnen (so wie die Jakobssöhne in Gen. 34) die Belagerung Samarias anvertraut. Die "Verheißungen" an Abraham dienten so der Legitimierung eines Gotteskrieges gegen das "gottlose" Samaria.

C. Genesis 14

Das Kapitel 14 bereitet bei herkömmlicher Lesart die größten Schwierigkeiten. Auf einmal taucht der sonst so friedliche Abraham als Heerführer gegen fünf Könige mit hochaltertümlichen Namen auf. Bisher hat keiner diese Perikope sinnvoll in die Genesis einordnen können, statt dessen hat man sie als erratischen Block verstanden, den man eben hinnehmen müsse. Aber der Name eines Königs - Arioch von Ellasar - gibt uns zu denken: Arioch wird uns [Dan. 2,14] als Oberster der Leibwache des Königs vorgeführt. Da sich aber unter dem Namen Nebukadnezar im Buch Daniel eigentlich immer der König Antiochos III. verbirgt, dürfte es sich bei Arioch um einen General des syrischen Königs handeln. Er scheint also ein Deckname für einen der fünf syrischen Heerführer zu sein, die im -2. Jh. ein Heer nach Palästina führten. Auffallenderweise wird der gleiche Arioch im Buch

Judith 1,6 genannt, dort als Elamiterkönig, genauso mythisch-archaisch und offenbar genauso konkret ins -2. Jh. zu setzen. Ob man Arioch analog zur Reihenfolge in Gen. 14 mit dem Führer des zweiten Heeres gegen Judas gleichsetzen darf, will ich nicht entscheiden. Die fünf "Könige" indessen scheinen mir die Heerführer zu sein, die Judas Makkabi in seinen großen Schlachten besiegte [1.Makk. 8 und 11, besonders die Zusammenstellung in 12,2], außerdem scheint mir der Feldzug des Judas nach Gilead [1.Makk. 12] verarbeitet zu sein, der zur großen Heimführung von Diasporajuden führte ("Die Befreiung von Loth"; Gen. 14,16). Gegenüber der angeführten historischen Wirklichkeit der Makkabäerkönige wäre aber alles auf einen einzigen Kampf Abrahams zusammengezogen.

Was konnte diese Darstellung überhaupt dem Menschen des -2. Jhs. bieten? Was nützte ihm zu wissen, daß auch schon Abraham einen solchen Feldzug erfolgreich durchgestanden habe? Hier sollten wir bedenken, daß Judas für seine Heerführung keinerlei Legitimation besaß: Er bekämpfte die syrische Besatzungsmacht (er war nicht Untertan aller Obrigkeit; Röm. 13), er trat an gegen die oberste religiöse Instanz, den amtierenden Hohenpriester und fast die gesamte Oberschicht seines Landes. Bei einer demokratischen Volkswahl wäre er als 'Terrorist' glatt durchgefallen. Wenn nun Abraham diese Feldzüge in einer einzigen Schlacht absolvierte, dann durfte Judas dasselbe, dazu noch in einer schwächeren Form, verteilt auf sechs Unternehmen, in Gottes Namen auch machen. So wie die Geschichte von Sodom und Gomorrha dazu diente, die Zerstörung Samarias zu legitimieren, so diente Gen. 14 der ideologischen Untermauerung von Judas' Feldzügen.

Aber damit sind wir noch nicht am Ende des Kapitels. In einem zweiten Teil verpflichtet sich Abraham, einem gewissen König "Melchisedeq" von (Jeru-)Salem, der sonst im Pentateuch nicht genannt wird, Steuern zu bezahlen, nämlich den Zehnten. Mir scheint es völlig unrealistisch, daß Abraham im -2. Jtsd. eine normale Steuer an irgend einen König abgeführt habe. Das Metallgeld als Grundlage für eine normale Steuererhebung ist übrigens erst im -6. Jh. von den Persern eingeführt worden (zur Einführung des Münzgeldes vgl. Heinsohn 1996, 44). Wieder sieht es so aus, als habe in späterer Zeit eine Steuer legitimiert werden sollen. Für die Makkabäerzeit wiederum gibt es in der Geschichte einen ungefähren Hinweis: "Melchisedeq" erscheint in der Regierungszeit des dritten Makkabäers Simon als Titel. In

Psalm 110, der das Akrostichon "Schimon" enthält, soll der Makkabäer Simon das hohepriesterliche Amt "nach der Weise des Melchisedeq" führen. Aus Texten bei Jesaja [vgl. Thoböll 47f] geht hervor, daß der Titel eines "Königs der Gerechtigkeit" bzw. der Gesetzestreue auch schon auf Judas und Jonathan, die Brüder des Simon, angewandt wurde. So müßte man weiteres Material erschließen, um Gen. 14 exakter auf einen bestimmten Makkabäer festzulegen. Insgesamt trägt sie zu einer Datierung des Buches ins Ende des -2. Jhs. bei.

Und wer war Abraham? Seinen Namen erklärt Cassels *Wörterbuch der hebräischen Sprache* mit "Vater der Menge". Unter der Menge oder den "Vielen" verstanden die Mitglieder der Qumransekte die auserwählte Gottesgemeinde. Wenn nun der "Vater der Menge" den Krieg gegen die mythischen Könige führt und gewinnt, dann natürlich das ganze Gottesvolk, und auch die Steuern bezahlt das ganze Gottesvolk. Abraham wanderte aus seiner Familie und seiner Freundschaft [Gen. 12], so wie auch die jüdischen Frommen, die "Chassidim" auswanderten oder untertauchten, um nicht in Jerusalem am Kult des fremden Gottes Zeus teilnehmen zu müssen. Aber zwischendurch befand sich Abraham wieder in Ägypten, dem Symbol für das gottfeindliche Ausland. Dort spricht Abraham [Kap.12,12] davon, daß er durch die Verbindung zu seiner Ehefrau entdeckt werden könne und dann erschlagen würde. Die Geschichte wiederholt sich [Kap. 20] mit dem ägyptischen Grenzland Gerar. Ob man eine von beiden Geschichten als Dublette abtun oder sie zweimal geschehen lassen will, auf jeden Fall war das Auftauchen eines Untergrundkämpfers bei der Ehefrau ein Moment höchster Gefahr; und dies wiederholte sich unvermeidbar.

Abraham opfert auch seinen Sohn Isaak und erhält ihn aus der Hand des göttlichen Boten wieder zurück. Mit "Sohn" oder "Söhnen" wird auch im Jesajabuch das Heer der Gotteskrieger bezeichnet [Thoböll, Kap. "Der Sohn"].

D. Die Gottessöhne

Die Lage der Guerillakrieger des Judas war menschlich außerordentlich schwierig. Sie waren zwar die Gottessöhne (vgl. Jes.1,2 G, wo dieses Verhältnis in der pharisäischen Bearbeitung des griechischen Textes eliminiert ist und daher weder in Q a, der ältesten Jesajahandschrift aus Qumran (ca. -115), noch in den heutigen hebräischen Bibeln mehr erscheint; vgl. Thoböll

27-31). Aber eine Heirat oder die Mitnahme einer Ehefrau in die Schlupfwinkel verbot sich von selbst. Die Bewegung nannte sich zudem die "Jungfrau" im Gegensatz zu der "Hurenstadt" Zion [Jes. 1,21; vermutlich aus dem Jahre -168], so erfahren wir von Frauen im Lager nichts. Die Lage der heiratsfähigen Frauen war nicht besser: Wenn sie sich nicht mit den Männern der Hellenisten, den "Gottlosen", einlassen wollten, war ihnen der Weg in die Ehe versperrt; denn alle 'anständigen Männer' befanden sich eben bei den Rebellen. So heißt es [Jes. 4,1] aus der gleichen Zeit:

"An jenem Tage klammern sich sieben Frauen an einen Mann und sagen: Wir wollen unser eigenes Brot essen und uns selber kleiden, nur laß uns deinen Namen tragen, nimm die Schande von uns!"

Offensichtlich waren die unehelichen Kinder schon da. Die Bewahrung der Patrarchenfrauen, die uns in der Genesis mehrfach vorgeführt wird, zeigt uns, wie problematisch die Frauenfrage in der Zeit der Guerillakriege war. Es ging nur noch darum, die Verhältnisse nachträglich, nach dem Siege der Rebellen, zu legitimieren, die Schande der Frauen und ihrer Kinder zu löschen. Dem gleichen Zweck dient Gen. 6,1-4: Die Guerillakrieger, die "Gottessöhne", haben schon die unehelichen Kinder gezeugt, die ohne eine klare Aussage, aber doch recht wohlwollend als Riesen bezeichnet werden. Zum Schluß wird dann in gut mythischer Manier angefügt: Das sind die Helden der Vorzeit, als ob nicht jeder Zeitgenosse den Sinn hätte erfassen können.

E. Der Turmbau von Babel

Die Erbauung eines Turmes, die Archäologen nennen ihn "Ziggurat", wurde bisher als Erklärungsgeschichte zur Entstehung der Fremdsprachen verstanden. Aber unklar blieb, warum der Turm gerade in Babel stehen sollte, ob die Ursprache noch weiter existierte und welche sie war. Auch scheint mir nicht schlüssig, warum die Völker nach der Entstehung der Sprachen nicht doch einen modus vivendi finden konnten. Mehrsprachige Staaten gibt es nicht nur heute in Belgien oder der Schweiz, auch im Hethiterreich und in Ägypten verwandte man in wichtigen Verwaltungs- und Geschäftsakten das Aramäische. Auch Dolmetscher gab es schon seit den Urzeiten. Was soll die Geschichte überhaupt in der Genesis, dem Buch von der Vorgeschichte des erwählten Volkes Israel?

Nun werde ich in der dritten Auflage meines Jesajabuches zeigen, daß in dem emphatischen Hymnus auf den Fall Babels [Jes. 21,9] gar nicht die Stadt am Unterlauf des Euphrat gemeint ist. Zwar hat v.d. Kooij [1981, 72] an die Eroberung Babels im Jahre -137 denken wollen und den terminus post quem des griechischen Jesajatextes daran geknüpft, aber mir scheint es sich gar nicht um die ferne Stadt Babylon zu handeln. Die Emphase der Partie paßt nicht zu einer politisch gleichgültigen Eroberung einer durch eine lange Wüstenreise von Israel getrennten Stadt. Da aber ein für Israel bzw. Juda außerordentlich wichtiges Ereignis angesprochen wird, andererseits im Buche Jesaja ständig mit Decknamen gearbeitet wird, scheint es sich um die Aufgabe der städtischen Zwingburg, der "Akra" von Jerusalem im Jahre -141 zu handeln. Bis dahin war sie ein beständiger Stachel im Fleische des freien Makkabäerstaates gewesen, da die syrische Besatzung und die von ihr geschützten hellenisierten Juden, die "Gottlosen", immer wieder in das Leben des neuen Staates eingriffen und auch Jonathan im Jahre -143 ihren Ränken zum Opfer gefallen war. Da dieses andauernde Relikt einer als Trauma empfundenen Hellenisierung und Fremdherrschaft dem neuen Staat bedrohlich vorkommen mußte, ist bei ihrem Fall die Begeisterung des Textes verständlich:

"Gefallen ist Babel, gefallen, und all seine Götterbilder hat man zu Boden geschmettert, du mein zerschlagenes Volk." [Jes. 21,9]

Der zweite Anstoß dort waren natürlich die griechischen Götterbilder, von denen die übrige Stadt gereinigt war.

Die Errichtung der Zwingburg im Jahre -168 und ihre Zerstörung -141 scheint mir auch das Thema von Gen. 11 zu sein: Es handelte sich nach der Meinung der Frommen wirklich um einen Angriff der "Gottlosen" gegen das Gottesvolk, wenn die Syrer und die mit ihnen verbundenen jüdischen Hellenisten in Jerusalem gegen die Jahweanhänger eine Zwingburg bauten, in der der Götzendienst ungehindert weiterging, auch als drei Jahre später der Tempel wieder der 'richtigen' Nutzung zugeführt worden war. Und die Sprachen waren wirklich dabei fremd geworden: Bisher sprach das Volk Aramäisch, die Gebildeten Griechisch und die Priester im Gottesdienst Hebräisch. Jetzt kehrte sich das um: Die Frommen suchten sich das Hebräische anzueignen, das Griechische wurde weitgehend tabuisiert, und nur das Aramäische wurde noch als lingua franca geduldet: Die wichtigen Partien des Danielbuches, die von König Antiochos IV. und vom Bürgerkrieg in

Palästina handeln, fallen aus dem Aramäischen wieder in das Hebräische; solch entscheidende Mitteilungen konnten doch nicht auf Aramäisch erscheinen! Und in dem Augenblick, als die Sprache verwirrt wurde, läßt die Genesis auch den Auszug der Frommen, "meines Knechts" (G) Abraham (Knecht Gottes war ein wichtiger Titel der makkabäischen Gotteskrieger) beginnen. Es gibt eben wenige Schlüsselereignisse, die den Ablauf der Weltgeschichte und des Judentums bestimmten, und sie schlagen sich in den exemplarischen Büchern, in denen die Welt mythisch überhöht wurde, mit besonderer Deutlichkeit nieder.

Der Elohist indessen, der seinen Gott nicht mehr Jahwe zu nennen wagte und dafür statt des weiter verbreiteten Adonaj den Namen Elohim benutzte (Das Material für die Möglichkeit, statt Jahwe Elohim zu sagen, s. TLZ 1949, Sp. 224), hat die Turmbaugeschichte bereits als Erklärungs-geschichte für die Entstehung der Fremdsprachen mißverstanden und eine 'naturwissenschaftliche' These dagegengesetzt, die genealogische Verbreitung der Menschheit [Gen. 10]. Wenn hier richtig argumentiert wurde, dann rückt diese nachträgliche Deutung vom Fall "Babels" die Entstehung der Genesis mit Recht auf einige Jahrzehnte nach dem Fall der Akra.

F. Die Sintflut

Wenn man einmal den Begriff "Fluten" in den Psalmen ansieht, wird man nicht gerade die Erfahrungen eines Seefahrervolkes finden, vielmehr gibt der Begriff eigentlich pauschal einen ungeheuren Schrecken wieder, dem keinerlei Entsprechungen des Gegenteils, etwa der Meeresstille oder des Segelns vor dem Winde folgen. So paßt in fast allen Fällen eine Vorstellung, große Scharen von Feinden fielen über einen her, und man könne sich ihrer gar nicht oder nur mit größter Mühe erwehren. Genauso scheint mir in Gen. 6-8 auch die große Flut verstanden werden zu sollen: Nur in der getreuen Nachfolge der Gebote Gottes, wie Noah sie praktizierte, konnte es Ruhe und Trost "Noach" geben. So wie die Arche auf den Wogen der großen Flut, so schwamm die kleine Schar des Judas Makkabäus auf den Fluten der Syrer, in denen die Gottlosen untergingen und ertranken, bis zu dem Tage, als die Meereswogen nachließen und die Quellen versiegten. In der gleichen Weise entsteht nach der 1. Schöpfungsgeschichte die Welt aus der großen Urflut [Gen. 1,2], aus dem Nichts, so wie der Makkabäerstaat aus

dem Nichts ohne staatliche oder herkömmliche religiöse Voraussetzungen entstanden war. Nicht umsonst ist in diese Zeit die große Schöpfungstheologie eines sogen. zweiten Jesaja anzusetzen. Daher scheint es mir auch völlig verfehlt, den Schöpfungsgedanken aus etwaigen Übernahmen im babylonischen Exil abzuleiten. Israels Erfahrung mit der wunderbaren Genesis des makkabäischen Gottesstaates aus dem Nichts brachte alle Schöpfungstheologie hervor. Die babylonischen Mythen sind auch ganz anders konzipiert und tragen zum israelischen Schöpfungsgedanken nicht mehr als die Anregung bei. Die zweite Schöpfungsgeschichte paßt ebenfalls in diese Argumentation hinein: In der Wüste hat sich die Gemeinde Gottes gesammelt, und aus ihr ist der neue Staat entstanden; genauso hat auch Gott die Welt aus der Wüste heraus geschaffen, wo ein Wasserschwall auf das Wort Gottes hin aufbricht und alles Land befeuchtet. Diesen Gedanken im Buche *Exodus* zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Nur daß die Wüste zu einem Idealzustand in vielen Büchern des AT geworden ist, darf angemerkt werden.

G. Der Sündenfall

Es ist unklar, wann eigentlich der Widerstand gegen den Hellenismus einsetzte. Die Damaskusschrift setzt den Beginn in das Jahr -175, in dem der Hohepriester Jason das Gymnasium erbauen ließ. Dann wäre die Umweihung des Tempels auf den olympischen Zeus nur eine selbstverständliche Folge gewesen, die Einführung der griechischen Bildung hätte die des griechischen Kultes erzwungen. Mit der großen Verbreitung der neuen Bildung bestand für die Umwandlung eine gute Basis. Als der alte Gott seit -168 unter dem griechischen Namen "Zeus" angebetet wurde, machte fast das gesamte Volk (die *gojim*, die Luther daher zu recht oft mit "Heiden" wiedergibt) und auch fast die gesamte Oberschicht mit.

Was sollten sie auch anderes tun? Sich zum Widerstand zu entschließen, konnte den Verlust aller Güter, der Familie und des Lebens bedeuten. Sofort in die Verbannung, in die Wüste zu gehen, scheint als Ziel erst ein wenig später in den Blick gekommen zu sein. Und jeder, der da blieb, machte sich in irgendeiner Weise schuldig. Wir können uns heute eine private Religiosität vorstellen, aber damals war sie nicht einmal zu denken: Jeder Fleischgenuß, jeder Vertrag und zumal das geforderte Opfer waren religiöse Handlungen und mußten auf den neuen Gott bezogen werden.

Selbst wenn man einmal mit einer Anrufung des angestammten Jahwe durchkam, wurde die Sache doch schnell ruchbar und konnte die bekannten schwerwiegenden Folgen nach sich ziehen. Bevor man aber den überaus schweren Entschluß zur Flucht faßte und durchführte, war eine Zeit des Lavierens zu überstehen, der Überlegung, ob man sich vielleicht nicht doch lieber arrangieren könne.

So sprechen die Psalmen der Zeit von dem radikalen Sündenbewußtsein des damaligen Menschen, so setzt auch in der Genesis die neue Welt gleich mit dem großen Sündenfall ein, weil der Mensch von dem Baum der Erkenntnis gegessen habe, sprich, weil er sich der griechischen Bildung mit Haut und Haaren gegen Gottes Gebot verschrieben habe. Vorher habe er sich in dem Paradies einer naiven Gottesanbetung aufgehalten, dann aber habe er nur noch reflektierend an Gott denken können und sei deshalb aus dem Garten Gottes ausgewiesen worden. Die Sündenfallgeschichte bringt uns eine wichtige Sicht der makkabäischen Gesellschaft in den Blick: Keiner war ohne die Schuld des Abfalls in diesen Staat gekommen, und ohne dieses Sündenbewußtsein war der Staat nicht zu verstehen. Die Gärten indes werden bei Jesaja verflucht. Sie waren erfunden von den Epikureern und hatten ihren besten Ausdruck im Gymnasium, der Stätte der griechischen und hellenistischen Bildung gefunden. Das Gymnasium in Jerusalem wird uns [2. Makk. 4,12ff] als das Zentrum der Hellenisierung vorgeführt. Und seine Zerstörung nach dem Umbruch erfolgte so nachhaltig, daß von seiner Lage kein archäologischer Rest, sondern nur der Name des Qidrontales, "unrein", zeugt. Der Sündenfall erzählt uns also in mythologisierender Weise von Aufstieg und vorläufigem Ende der Hellenisierung in Jerusalem.

H. Die Josephsgeschichte

In diesem Rahmen können nicht alle Geschichten der Genesis der neuen Deutung unterzogen werden, das würde bei weitem den Rahmen sprengen. Aber das Herzstück, die in zehn Kapiteln nach den Regeln der antiken Kunstprosa mit Steigerungen, Peripetien und Retardierungen komponierte Josephserzählung, sollte doch nicht fehlen. Die Geschichte des von Gott erwählten Frommen hat nicht ohne Grund den Platz in unserem Religionsunterricht behauptet, und sie lohnt auch für die Zwecke der Datierung eine eingehende Betrachtung. Mir scheint nämlich die Josephsgeschichte eine

detaillierte allegorische Darstellung des jüdischen Aufstands zu sein. Ich versuche, sie unter diesem Gesichtspunkt nachzuerzählen:

Es beginnt mit den Brüdern, die Böses taten [37,2; die gottlosen Hellenisten in bekannter Schwarz-Weiß-Malerei], und Joseph hinterbrachte es seinem Vater. Der Vater der makkabäischen Freiheitskämpfer aber ist Gott selbst [s.o. S. 191f]. Die Liebe des Vaters zu Joseph veranlaßte alle seine Brüder, diesen zu hassen, und sie konnten kein gutes Wort mehr mit ihm reden (die Polarität zwischen den Hellenisten und ihren Mitläufern einerseits und den Guerillakriegern des Judas andererseits können wir uns nicht scharf genug vorstellen). Die Brüder aber sagten auf Josephs Traum:

"Du willst König über uns werden!" (Die Frage des Königturns muß bei den Makkabäerführern eine wichtige Rolle gespielt haben, wie sonst hätten sie sich mit dem Melchisedeq-Titel geschmückt, s.o. S. 193).

Die Brüder aber weideten das Vieh ihres Vaters bei Sichem. (Da Sichem = Samaria, hieß das: Wie konnten sie sich nur in das Fahrwasser der Samaritaner begeben, völlig vom Hellenismus durchdrungen?) Und die Brüder waren in Wirklichkeit schon weitergezogen auf ihrem Wege zum Hellenismus zu einer Stadt, die keinerlei jüdischen Anstrich mehr hatte, nach Dotan. Sie beschlossen, Joseph zu töten. (Die Hinrichtung der Frommen wird [2.Makk 6,18-7,42] ausführlich und dramatisch beschrieben.) Das schöne Gewand der Erwählung zogen sie ihm auch aus [vgl. das purpurne Gewand des Jonathan; 1.Makk. 10,62]. Sie töteten ihn doch nicht, sondern überließen ihn für 20 Silberlinge den Ismaelitern und damit der Wüste (die Einziehung der Güter der Flüchtlinge und die entsprechende Verschleuderung an die Reichen erregte den besonderen Zorn der Guerillakrieger; vgl. Thoböll 12).

Die Schutzbehauptung der Brüder, ein wildes Tier habe ihn zerrissen, charakterisiert gut die Schicksalsergebenheit der Zurückgebliebenen, die 'nichts' machen konnten und doch von den Freiheitskämpfern für voll schuldig gehalten wurden. Sinnvoll schaltet der Erzähler an dieser Stelle die Rehabilitierung der "Hurenkinder" in der Thamargeschichte ein [vgl. o. S. 195]. Joseph aber hat in der Wüste seinen Namen "Er vermehre sich" verdient (die kämpfende Truppe hat sich trotz ihres ungünstigen Status schneeballartig vermehrt). Und so kommt er zu einer guten Stellung, ja zu einer faktischen Herrschertätigkeit: Wir werden an die erste Herrschaftsperiode der Rebellen, 165-162, zuletzt unter dem Hohenpriester Eljakim erinnert. Ihn stelle ich dem Potiphar (G: Petefre) gleich. Aber die ehebrecherische Frau des legalen Hausherrn brachte Joseph wieder in die Zwangslage des

"Gefängnisses". Dürfen wir in der Buhlerin die hellenisierte Judenschaft erkennen, der es im Jahre -162 gelang, mit Hilfe des Eljakim die frommen "Pharisäer", die Separatisten, von Judas zu trennen, und der damit für die Katastrophe des Judas verantwortlich war? Wie konnte ein Hoherpriester sich mit den Hellenisten gegen den "Sohn" der Erwählung politisch verbinden, obwohl er doch eigentlich den Jahwekult wieder richtig vollzog? Ein solches Bündnis ließ sich nur als ehebrecherisches Verhältnis bestimmen.

Lassen wir jetzt die Träume als Retardierungen weg und gehen gleich zur Erhöhung über [Gen. 41,40ff]:

"Du sollst über meinem Haus stehen, [...] nur um den Thron will ich höher sein als du. [...] Und der Pharao nahm den Siegelring von seiner Hand und steckte ihn Joseph an die Hand. Er bekleidete ihn mit Bysusgewändern und legte ihm eine goldene Kette um den Hals."

Schon vorher hatte der König den möglichen Bevollmächtigten mit dem (von F. Engels erbittert angegriffenen) Steuerrecht von 20 % (statt Gen. 14 von 10 %) ausgestattet. Vergleichen wir jene Darstellung, wo an den zweiten Makkabäer Jonathan geschrieben wird:

"Wir haben gehört, daß du ein tapferer Mann bist; du bist es wert, unser Freund zu sein. Darum ernennen wir dich heute zum Hohenpriester über dein Volk, du darfst den Titel 'Freund des Königs' tragen. [...] Und zugleich übersandte er ihm den Purpurmantel und einen goldenen Kranz" [1.Makk. 10,18ff].

Mit der Erhöhung ist ein Höhepunkt der Josephs- wie auch der Jonathangeschichte erreicht. Aber der eigentliche Zielpunkt fehlt bei beiden noch: die Versöhnung mit den "bösen" Brüdern. Von Joseph wird sie mit großem Geschick dramatisch in Szene gesetzt und vollständig durchgeführt. Von den Makkabäern wurde sie auch versucht, aus dieser Zeit mag das erste Gottesknechtlied [Jes. 42] reden:

"Er wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen."

Auch die Rehabilitierung der "Eunuchen", die versucht hatten, sich durch eine "Entmannung", einen stillen Widerstand, von der Hurerei des Hellenismus abzusetzen [Jes. 56], spricht von den Bemühungen der siegreichen Widerstandsbewegung, doch noch eine Aussöhnung in die Wege zu leiten. Aber die aggressiven Psalmen gegen die Gottlosen und allein schon die Tatsache ihrer Überlieferung zeigen, wie wenig Erfolg eine solche Aussöh-

nung haben konnte. Ja, Jonathan selbst, dem ich diese Versöhnungspolitik zuschreiben möchte, fiel den Machenschaften der Hellenisten zum Opfer. So scheint die Josephsgeschichte vor den Tod des Jonathan zu datieren zu sein. Dazu paßt auch die Angabe in ihr, bei der Aussöhnung mit den Brüdern seien erst sieben gute Jahre und etwa zwei schlechte Jahre vergangen. Wenn wir die Erhöhung des Joseph mit der Jonathans gleichsetzen und aufs Jahr -153 datieren, kämen wir für die Versöhnungspolitik ins Jahr -144, eine sehr sinnvolle Vermutung zur Geschichte der Makkabäer. Und noch in einem zweiten Punkte können wir die Josephsgeschichte als Quelle benutzen: Wir hatten Potiphar mit dem Hohenpriester Eljakim identifiziert. Der gleiche Name taucht in G für den Schwiegervater des Joseph auf: "Potiferas" [Gen. 41,45]. Sollte Jonathan die Tochter des letzten anerkannten Hohenpriesters Eljakim geheiratet haben, um seine Herrschaft zu legitimieren? Wenigstens wäre es sehr sinnvoll gewesen. Wieder würde hierdurch die Datierung auf die späte Regierungszeit des Jonathan gestützt.

I. Schluß

Wir haben gesehen, daß die Genesis das Gedankengut der makkabäischen Zeit wiedergibt und in einzelnen Fällen sogar zur Deutung der Zeit herangezogen werden kann. Diese Interpretation aber hat weitreichende Folgen. Wenn die Genesis erst im letzten Viertel des -2. Jhs., nach dem Jahre -118 abgefaßt worden ist, dann wäre sie jünger als das Buch Jesaja, das nach meiner Meinung aus der Zeit um -140 stammt. Selbst wenn einzelne Teile wie die Josephsgeschichte schon vorher vorlagen, gab es 'die' Genesis doch als Buch vorher nicht und war auch nirgendwo verbreitet. Man konnte also aus ihr nicht zitieren, bzw. jedes Zitat zwingt uns, die Abfassung des zitierten Buches auf eine spätere Zeit zu verlegen. So finden wir bei Jesus Sirach [Kap. 44, etwa aus dem Jahre -135, s.o.] andere Akzente in der Erzvätergeschichte, und die Josephsgeschichte fehlt völlig. Die Genesis lag ihm nicht vor, und er konnte nur sonstigen Quellen folgen: Jesus Sirach ist demnach älter als die Genesis, obwohl wir seine Abfassungszeit auf das Jahr -135 hinuntersetzen müssen. Auch Jesaja scheint ihm nicht vorgelegen zu haben, da er daraus nur die "heilige Geschichte" [Jes. 36-39; Sir. 48,22] zitiert. So steht die alttestamentliche Wissenschaft vor einer Überfülle von umwerfenden Problemen. Aber ich vertraue darauf, daß sie auch damit zurechtkommen kann.

Zeittafel: Bisheriger Ansatz (ungefähre Daten)

- 1700 Abraham
- 1230 Mose
- 900 Jahwistisches Geschichtswerk
- 720 Elohistisches Geschichtswerk
- 585 Exil (bis 530)
- 550 Priesterschrift
- 350 Abschluß des Pentateuchs (5 Bücher Mose)
Samaritanisches Schisma
- 330 Alexander der Große erobert Asien, Beginn des Hellenismus

Zeittafel: Tentativer Ansatz

- 175 Jerusalem im großen Stil hellenisiert
Bau des Gymnasiums ("Paradies")
- 168 Jahwenamen durch "Zeus" in Jerusalem und Samaria ersetzt
Bau der Zwingburg "Babylon" in Jerusalem
Auszug ("Exodus") der Frommen ("Abrahams")
- 167 Siege des Judas Makkabäus gegen fünf syrische Heere (bis -163)
(= Siege "Abrahams" gegen 5 Könige)
- 164 Rückeroberung Jerusalems, Neuweihe des Tempels
Buch Daniel, ältestes Buch der Bibel
- 160 Abfassung des Exodus [2.Mose]. Tod des Judas Makkabäus
- 153 Jonathan Hoherpriester und Fürst
- 144 Versöhnungspolitik des Jonathan (= Abraham und Lot?)
- 143 Jonathan gefangen und ermordet
- 141 Simon Hoherpriester
Übergabe der Zwingburg Jerusalems an ihn (Fall "Babylons")
- 140 Erstaussage des Jesajabuches auf Griechisch
- 135 Simon ermordet
Buch Jesus Sirach
- 122 Eroberung des Garizim (Tempel von Samaria)
- 118 Zerstörung Samarias ("Sodom und Gomorrha")
Abfassung der Genesis [1.Mose]

Literatur

- Altes Testament, Einheitsübersetzung 1980; Freiburg · Basel · Wien
- Bach, Robert (³1961): "Samaria"; in *Religion in Geschichte und Gegenwart* V, 1353; Tübingen
- Cassel (1971): *Hebräisch-deutsches Wörterbuch*; Breslau
- Heinsohn, Gunnar (²1996): *Assyrenkönige gleich Perserherrscher!*; Gräfelting
- Josephus, Flavius (1959/60): *Jüdische Altertümer*; übers. v. H. Clements; (Nachdruck von Berlin 1900)
- Septuaginta* (Hg. Alfred Rohlfs, ⁵1952); Stuttgart
- Kooij, Gerardus van der (1981): *Die alten Textzeugen des Jesajabuches*; Göttingen
- Kuhnen, Hans-Peter (1987): *Nordwest-Palästina in hellenistisch-römischer Zeit: Bauten u. Gräber im Karmelgebiet*; Weinheim (VCA, Acta Humaniora, Quellen und Forschungen zur prähistorischen und provinzialrömischen Archäologie; Band 1)
- Noth, Martin (⁴1959): *Geschichte Israels*; Göttingen
- Thoböll, Jens (²1988): *Das Buch Jesaja als Archivmaterial der makkabäischen Erhebung*; Manuskript
- TLZ = *Theologische Literaturzeitung*, Berlin 1949

Jens Thoböll 42719 Solingen, Daimlerstr. 3

Fremde Herrscher über Ägypten I

Aegyptiaca III von Klaus Weissgerber

I Vorbemerkung

Nach der derzeit geltenden Lehrmeinung sollen fremde Herrscher Jahrhunderte über das alte Ägypten geherrscht haben:

108 Jahre die Hyksos (1630-1522)

413 Jahre die Libyer und Äthiopier (1069-656)

193 Jahre die Perser mit Zwischendynastien (525-332)

[Jahreszahlen nach Schneider]

Um eine wissenschaftlich begründete Chronologie des alten Ägypten zu schaffen, ist es unumgänglich, sich auch eingehender mit diesen "Fremdherrschaften" zu beschäftigen. Hierbei geht es nicht nur darum, irgendwie zu Zeitverkürzungen zu kommen; notwendig ist eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dieser Problematik, worauf vor Jahren schon Illig [1989, 1] hingewiesen hat:

"Immer zentraler wird die Frage, wer eigentlich im -8., -7. und -6. Jahrhundert in Ägypten eingefallen ist: Äthiopier, Assyrer, Babylonier, Hyksos, Perser?"

In diesem Beitrag beschäftige ich mich vor allem mit folgenden Fragen:

- Welchen Charakter trug die jeweilige Invasion/Fremdherrschaft?
- Wie ist diese im neuen Zeitgerüst einzuordnen?
- Wie lange dauerte die jeweilige Herrschaft?
- Welche Herrscherabfolge kann als gesichert gelten?

Der Beitrag soll auch dem weiteren Ausbau meines vorläufigen Zeitschemas [Aeg I 267] dienen, was ohne gründliche Analyse der vorliegenden Quellen (Fundstücke und Schriftdokumente) nicht möglich ist. Spekulationen, die nur auf Namensähnlichkeiten beruhen, möchte ich dabei vermeiden.

Eine feste Grundlage für meine Analysen bildet die tatsächlich Stratiographie des Alten Orients, auf die insbesondere Heinsohn in vielen Beiträgen hingewiesen hat. Danach ergibt sich auch für das alte Ägypten etwa folgende Schichtenfolge (von oben gesehen):

Schichtenfolge

- 330-100 Hellenismus
550-330 1. vorhellenistische Schicht (Perserzeit)
20. = späte 26., 21./22., 27.-31. Dynastie
620-550 2. vorhellenistische Schicht
(Meder-/Mitanni- bzw. Amarna-Zeit)
Späte 18., 19 = frühe 26., 23. - 25. Dynastien
800-620 3. vorhellenistische Schicht
(Altakkadische bzw. Hyksos-Zeit)
5./6.(?), 11. - 17., frühe 18. Dynastie
950-800 4. vorhellenistische Schicht (Frühdynastische Zeit)
2. - 4., 5./6.(?) Dynastie
Bis -950 Kupfersteinzeit

Der Zeitrahmen entspricht dem von Heinsohn [1991b, 43], die Zuordnung der ägyptischen Dynastien entspricht meinem jetzigen Erkenntnisstand. Ihre Begründung erfolgt in diesem und (für die Frühzeit) in einem weiteren Beitrag. Es versteht sich, daß ich hier nur eine komprimierte Übersicht über meine Forschungsergebnisse geben kann.

II Die Hyksos

Nach der traditionellen ägyptologischen Geschichtsschreibung sollen im mittleren -2. Jtsd. aus Vorderasien kommende Invasoren, "Hyksos" genannt, zumindest Unterägypten erobert und beherrscht haben, ehe sie von oberägyptischen thebanischen Herrschern (späte 17. Dynastie) besiegt und vertrieben worden sind.

Hauptquelle hierfür bilden die Auszüge des Flavius Josephus [*Gegen Apion* I,14ff] aus Manetho, der auch zum erstenmal den Begriff "Hyksos" gebrauchte. Manetho verstand hierunter "Hirtenkönige"; heute wird allgemein angenommen, daß der Begriff abgeleitet wurde von "Heqa.cha.sut" (Herrscher der Wüstenländer), einen Titel, den manche semitische Häuptlinge auf Skarabäen und Rollsiegeln gebrauchten [vgl. Helck 1962, 93ff; Gardiner 173; Schneider 104, 275]. Er findet sich in dieser Bedeutung auch im Turiner Königspapyrus [Gardiner 117], hat also kein Volk bezeichnet.

In ägyptischen Texten, die sich auf die Kämpfe der Thebaner (17. Dyn.) gegen zeitgenössische Herrscher Unterägyptens beziehen [Papyrus Sallier I, Kamose- und Ahmose-Inschriften] werden letztere schlicht als "Asiaten" ('Amu bzw. 'Ama) bezeichnet. (Heinsohn identifiziert die Amu mit den Amalek, die den Exodus-Leuten Schlachten liefern. Er sieht sie als Beweis für Herodot, der die asiatischen Skythen am Ende der Ninos-assyrischen = altakkadischen = hyksotischen Zeit bis nach Ägypten branden sieht.) Sie beweisen, daß damals tatsächlich asiatische Herrscher Unterägypten beherrscht haben. Ein Nachklang dieser "Schreckenszeit" findet sich noch in einer Inschrift (Speos Artemidos) der Pharaonin Hatschepsut:

"... seit der Urzeit, als die Asiaten im Norden in Auaris waren, als umherziehende Horden unter ihnen alles, was geschaffen war, vernichteten, denn sie regierten ohne Re ..." [Breasted II, §§ 300ff; vgl. Velikovsky 1962, 69; Helck 1962, 92].

Um das "Hyksos"-Problem richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es Invasionen und Einwanderungen aus Asien immer wieder in der altägyptischen Geschichte gegeben hat. Auch die achämenidischen Eroberer werden als "Hyksos" im Sinne von Fremdherrschern bezeichnet. Eine "weiße" Invasion aus Vorderasien in vordynastischer Zeit hat schon Doris Wolf [1994; Illig 1994a] glaubhaft gemacht. Illig [z.B. H/1 314ff] trat für die Identität des altakkadischen (für Heinsohn also hyksos-zeitlichen) Herrschers Naram-Sin mit Pharaon Narmer aus der legendären 1. Dynastie ein. Helck [1962, 5] machte deutlich, daß das Ostdeltagebiet erst spät 'ägyptisiert' worden ist.

"Hier bestand also bereits in der Vergangenheit ein starkes semitisches Element, wie es auch während der ganzen ägyptischen Geschichte starker Anstrengungen bedurfte, um die Nordostgrenze von Überflutungen und Unterwanderungen freizuhalten."

Dem entspricht voll der stratigraphische Befund. Flavius Josephus bezeichnet Auaris (am östlichen Deltaarm des Nil) als Hauptstadt der "Hyksos", was von zeitgenössischen ägyptischen Berichten bestätigt wird (z.B. Lebensbeschreibung des Vorstehers der Ruderer, Ahmose; Breasted II, §§ 1-5; vgl. Struwe Nr. 16 = S. 87ff). Österreichische Archäologen unter Bietak gehen davon aus, daß der von ihnen ausgegrabene Tell el-Daba mit Auaris (und dem späteren Pti-Ramesse) identisch ist.

Die dortigen Schichten werden durch mehrere Einwanderungswellen gekennzeichnet. Nach einer kurzen - wohl semitischen - Schicht H folgen die semitischen Einwanderer der Schichten G 1/4, die nach und nach "ägyptisiert" werden, aber ihre altakkadischen Bestattungsriten beibehielten. Ihnen folgen neue Einwanderer (Schichten F bis D2), die eindeutig "vorderasiatisch" geprägt sind [Übersichten Rohl 318; Heinsohn 1991a, 8ff]. Heinsohn [1991a, 46] machte auf die zeitliche Kürze dieser Schichten aufmerksam:

"Im besterhaltenen Platz Ägyptens Tell el-Daba [...] beginnt die Einwanderung Israels in den Schichten G und F, die erste Mittelbronze II-A-Keramik aufweisen und von Ausgräbern auf etwa 70 Jahre veranschlagt werden",

und bewies überzeugend, daß alle Schichten von Anfang an (H) nicht ins -2., sondern ins -1. Jtsd. gehören [1991, 8ff].

Die Kampf- und Siegesberichte des Kamose und Ahmose zeigen eindeutig, daß diese Asiaten ("Hyksos") zeitlich vor der 18. Dynastie einzuordnen sind. Auf Skarabäen und Rollsiegeln sind zahlreiche semitische Herrschernamen überliefert worden. Aus "stilistischen Gründen" [so Beckerath 80] werden sie von Ägyptologen zumeist der sogenannten 16. Dynastie, manchmal auch der 15. Dynastie zugeordnet, wobei fast jeder Forscher andere Identifikationsvorschläge - zu den von Manetho überlieferten Namen - unterbreitet [vgl. die einschlägigen biographischen Artikel bei Schneider].

Ich vertrete die Ansicht, daß es sich zumeist um frühe semitische Herrscher im Delta (und in Palästina) gehandelt hat. Auch muß damit gerechnet werden, daß Führer asiatischer Truppenverbände, die ägyptischen "Pharaonen" dienten, örtlich die Macht ergriffen [so Helck 1962, 95]. Möglicherweise sind die israelitischen "Erzväter" (Scheschi = Isaak?) auch unter ihnen vertreten [vgl. Riemer 1989b]. Schon Velikovskij [1962, 73ff] unterschied zwischen einer frühen semitischen Bevölkerung und jüngeren Invasoren. Erstere identifizierte er mit den Israeliten, letztere mit den "Hyksos" des Manetho und den "Amalekitem" der Bibel [1. Sam 15. 1-9]. Er machte hierbei keinen Hehl daraus, daß er die Israeliten von dem Makel befreien wollte, mit den "bösen" Hyksos - so wie sie Manetho schilderte - identifiziert zu werden. Rohl [337ff] vertritt grundsätzlich die gleiche Konzeption, wohl aus den gleichen Motiven, macht aber durch Analyse der stratigraphischen Befunde deutlich, daß der Einfall der späten Invasoren gewaltsam erfolgt sein muß. Heinsohn hingegen gibt Flavius Josephus recht, findet also die

Exodus-Israeliten unter den aus Ägypten vertriebenen Ninos-Assyrern=Altakkadern=Hyksos.

Auch Helck [1962, 95ff] unterschied im Delta zwischen den frühen Semiten und den "Hyksos", wobei er letztere als Hurriten (u.U. mit indogermanischen Herrschern, also wohl frühe Mitanni) betrachtete [von Gardiner 172 abgelehnt]. Es gibt viele solche Identifikationsversuche [vgl. Heinsohn 1991b, 48], die aber für unsere Fragestellung wenig bringen. Es dürfte sich um eine ethnisch bunt gemischte "Völkerwanderung" gehandelt haben [so schon Weiß 388; vgl. auch Bibel-Lexikon 764f]. Da damals auch das Pferd nach Ägypten gekommen sein soll [Gardiner 188], ist die Beteiligung von Ariern (jrj?) nicht auszuschließen.

Heinsohn vertrat die Ansicht, daß Altakkader, Hyksos und (Ninos-)Assyrer identisch waren, ein Standpunkt, den er nach Aufgabe seines "Sargoniden-Irrtums" - etwas korrigiert - beibehalten hat [Heinsohn 1989, 3; 1996b, 411]. Altakkader unter Sargon I., der mit dem Hyksos-Herrscher Salitis/Sark (über diesen später) identisch gewesen sein soll, hätten danach Ägypten zeitweilig erobert. Für diese Identifikation gibt es keinerlei konkreten Beweis. Daß Sargon sich - als Großkönig - als "Beherrscher aller vier Weltgegenden" bzw. auch von "Magan" (Ägypten) bezeichnet hat, besagt gar nichts außer dem, daß die Altakkader - durch Handelsbeziehungen - auch Ägypten gekannt haben. Andererseits ist nicht auszuschließen, daß die "Hyksos" zu Sargon in einem Abhängigkeitsverhältnis standen, ihn gewissermaßen als ihren "Großkönig" betrachtet haben. Aber auch die umgekehrte Möglichkeit ist denkbar [Meyer 296]. Bestimmt gab es aber Zusammenhänge zwischen Hyksos und Mesopotamien (=Altakkader), und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die "Hyksos" das von den Altakkadern erfundene Glas, das Sichelschwert, die gewölbten Gräber und vieles anderes nach Ägypten gebracht haben [H/I 216ff]. Unstrittig ist selbstredend auch, daß Hyksos, Altakkader und Altassyrier die gleiche Chaburkeramik herstellten. Daraus sollen hier allerdings keine Schlüsse gezogen werden.

Wohl stratigraphisch, aber nicht chronologisch haltbar ist Heinsohns weitere Gleichsetzung von "Großen Hyksos" und (Ninos-)Assyrern. Hierauf hat Otto Ernst schon 1989 hingewiesen. Die Hyksos gingen eindeutig der 18. Dynastie voraus, was sowohl die Kampf- und Siegesberichte der späten 17. Dynastie wie auch der zitierte Hatschepsut-Text beweisen. Die (Ninos-)Assyrer dagegen, die Ägypten nie beherrschten, sind später anzusetzen.

Allerdings überliefert die altgriechische Geschichtsschreibung - am besten erhalten bei Ktesias -, daß die Ninus-Assyrer Ägypten eroberten und in Asien bis an die Grenze Indiens vordrangen. Das aber soll hier unbeachtet bleiben. Sie gingen der 26. (= 19.) Dynastie voraus und waren mit den Äthiopiern der 25. Dynastie verknüpft, die wiederum stratigraphisch in Kusch der Kermakultur (mit Hyksos-Resten) folgte.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen möchte ich mich den eigentlichen "Großen Hyksos", den angeblichen Herrschern der 15. Dynastie, zuwenden. Wir können uns hier nur auf Manetho stützen, dessen Königslisten durch archäologische und Schriftquellen, mit Ausnahme der Kamose-/Ahmose-Texte, nicht verifiziert werden können [Rohl 36]. Die vier Exzerptoren des Manetho nennen nicht einmal dieselben Königsnamen. Es gibt auch beträchtliche Unterschiede in der Anzahl und der Reihenfolge der Herrscher und ihrer Regierungszeiten (Angaben in Jahre/Monate) [Flavius Josephus '*Gegen Apion*' I,14; Gardiner 505; Helck 1956, 64]:

Flavius Josephus	Africanus	Eusebius	Sothisbuch
-----	-----	-----	-----
1. Salatis 19	1. Saites 39	1. Saites 19	1. Silites 19
2. Beon 44	2. Bnon 44	2. Bnon 4	2. Baion 44
3. Apachnan 36/7	3. Pachnan 61	3. Apophis 14	3. Apachnas 36
4. Apophis 61	4. Staan 50	4. Arthles 30	4. Apophis 61
5. Janias 50/1	5. Archles 49		5. Sethos 50
6. Assis 49/2	6. Apophis 61		6. Kertos 29 oder 44
			7. Aseth 20

Niemandem ist es bis jetzt gelungen, diesen Wirrwarr überzeugend in ein System zu bringen; auch die Zuordnungsversuche zu Skarabäen-Namen brachten nichts. Einige Namen (Salatis, Bnon, Apachnan) sind nicht einmal annäherungsweise durch Inschriften zu belegen. Helck ist bestimmt Recht zu geben, wenn er den Exzerptoren zugesteht, auch aus anderen Quellen geschöpft zu haben. Da aber Verwandtschaftsbezeichnungen ganz fehlen, gibt es für mich eigentlich nur den logischen Schluß, daß diese "Herrscher", wenn überhaupt, nur nebeneinander regiert haben konnten. Dies wurde von Africanus auch deutlich ausgesprochen, indem er 43 "Thebanern" (= 17. Dyn.) 43 "Hyksos" gegenüberstellte [Meyer 293].

Gegen ein 'Nacheinander' sprechen schon die langen Regierungszeiten, deren Addition (von Eusebius abgesehen) eine Dauer von 260 bis 304 Jahren ergeben würde, was alle Ägyptologen für unmöglich halten.

Der Turiner Königspapyrus ist gerade an dieser Stelle zerstört. Es ist üblich, hier ein auch sehr stark zerstörtes, isoliertes Fragment (als Kolonne X) einzuordnen, das aber nur besagt, daß 6 "(Herrscher der) Fremdländer" 108 Jahre (auch umstritten) regiert haben sollen, wobei nur der letzte Herrschernamen - Hmd (Hamudi) - erhalten blieb [Gardiner 504]. Wer kann aber beweisen, daß dies die Königsliste der 15. Dynastie war? Es kann auch die zufällig erhaltengebliebene "Herrscherliste" eines örtlichen Fürstentums gewesen sein, wie sie in diesem Papyrus reichlich vertreten sind.

Aufschlußreicher ist dagegen der "Memphitische Priesterstammbaum", d.h. eine Liste der Hohenpriester des Ptah-Tempels in Memphis, die neben den Namen der Priester auch die von Königen angibt, unter denen sie amtiert haben [Text: SBAW 618ff; schematisch: Rohl 419]. Sie ist erst sehr spät entstanden (als letzter König wird Scheschonk genannt) und deshalb bestimmt anzweifelbar. Nach dieser Liste - es soll sich um eine Generationsabfolge handeln - gingen den Priestern der 18. Dynastie (als Könige werden zuletzt Thutmosis III. und Amenophis I. genannt) zeitlich ohne Unterbrechung voraus (Reihenfolge von spät nach früh):

- Ahmose
- Apopi (nur mit Geburtsnamen bezeichnet)
- Sark (S3rk).

Sark (Scharek, Schalik), der altakkadische=altassyrische Sargon Heinsohns, wird sonst in keiner Quelle genannt, auch auf keinem Skarabäus. Im allgemeinen wird er - ohne Beweise - mit dem ersten "Großen Hyksos" Salitis (nach Manetho) gleichgesetzt [Helck 1962, 37], von dem auch nichts weiter bekannt ist. Apopi dagegen ist der einzige "Hyksos", der aus zeitgenössischen Quellen belegt ist: Er kämpfte gegen Seqenenre (Papyrus Sallier) und gegen Kamose und Ahmose [Kamose- und Ahmose-Tafeln: Breasted II, §§ 7-13; vgl. Velikovsky 1962, 95f]. Sein 33. Regierungsjahr wird im Mathematischen Papyrus Rhind erwähnt, was auch seine von den Manetho-Exzerptoren überlieferte lange Regierungszeit bestätigen würde (in Aeg. II, 59f habe ich seine Identität mit Pepi II. - 6. Dynastie - erwogen). Sark und Apopi decken höchstens 50/60 Jahre ägyptischer Geschichte ab und auch dies

zeitgleich mit den letzten thebanischen Herrschern der 17. Dynastie. Mehr Jahre kann ich für die "Großen Hyksos" nicht veranschlagen.

III Die "Dritte Zwischenzeit" (Grundsätzliches)

Nach der traditionellen Chronologie gab es zwischen der 20. Dynastie ("Ramessiden") und der 26. Dynastie ("Saiten") eine "Dritte Zwischenzeit", die etwa von -1070 bis -664, also auf mehr als 400 Jahre angesetzt wird.

Diese Zwischenzeit wurde von der sothisbezogenen Ägyptologie bewußt konstruiert, um eine jahrtausendelange Geschichte Ägyptens glaubhaft zu machen. Begründet wird diese Konzeption mit Manetho, der hintereinander vier libysche (21.-24.) Dynastien und die äthiopische (25.) Dynastie vor der 26. Dynastie angesetzt hat. Alle in etwa passenden Belege wurden konsequent dieser "Zwischenzeit" zugeordnet.

Für diesen langen Zeitraum gibt es trotzdem im eigentlichen Ägypten kaum Baudenkmäler, ansonsten nur einige Skarabäen und Inschriften, die - abgesehen von der äthiopischen Periode - genauso gut einer anderen Zeitperiode zugeordnet werden können.

Heinsohn [H/I 229] hat dargelegt, daß hier auch technikgeschichtlich etwas nicht stimmen kann. Nachdem es im sog. "Neuen Reich" (18.-19. Dyn.) zu einer Hochblüte der ägyptischen Glasproduktion gekommen ist, soll Ägypten dann 700 Jahre (vom Ende des Ramses III. um -1200 an) ohne Glas gewesen sein (d.h., es gab keine Funde, die der "Dritten Zwischenzeit" zugeordnet werden können), ehe dann das Glas in der Saitenzeit (etwa ab -600) neu erfunden worden sein soll. Sein Verdacht, daß die "Dritte Zwischenzeit" eine Phantomzeit ist, liegt nahe.

Velikovsky hat sich unter einem anderen Aspekt mit diesem Problem beschäftigt. Bekanntlich ging er von der Identität von 19. und 26. Dynastie aus (eine These, zu der ich nach wie vor voll stehe und zu deren Begründung ich inzwischen weiteres gewichtiges Beweismaterial gefunden habe) und setzte die libyschen und äthiopischen Dynastien (mit Ausnahme der 21. Dynastie) in die Zeit zwischen 19. und 19./26. Dynastie ein. Er nahm hierbei - im Gegensatz zur herrschenden Auffassung - für die Libyer lediglich 100 Jahre und für die Äthiopier 50 Jahre an [z.B. Velikovsky 1983b, 217].

Auch Rohl, der Ramses II. mit dem biblischen Sisak identifizierte, war an einer möglichst kurzen "Dritten Zwischenzeit" interessiert. Als Ägyptologe bewies er anhand von archäologischen und Schriftquellen, daß die

Libyer und Äthiopier höchstens 100 Jahre über Ägypten geherrscht haben können, beließ aber deren Dynastien in der Zeit zwischen 20. und 26. Dynastie. Obwohl früher selbst Velikovskianer, betrachtet aber Rohl [475ff] die These von der Identität 19. = 26. Dynastie als widerlegt, ohne auch nur ein Argument anzuführen!

IV Die Äthiopier (Kuschiten)

Traditionell endete die "Dritte Zwischenzeit" mit der Herrschaft der "Äthiopier", die etwa auf -740 bis -656 angesetzt wird. Natürlich handelte es sich hierbei nicht um Bewohner des heutigen Äthiopien, sondern (dem antiken Sprachgebrauch entsprechend) um Invasoren aus Nubien (heutiger Sudan), dem Gebiet südlich des 1. bzw. 3. Kataraktes (Unternubien zwischen 1. und 3. Katarakt war fast unbewohnt) mit der Hauptstadt Napata. Dieses Land nannten die Ägypter "Kusch".

Die Äthiopier sind durch einige Inschriften, besonders in Oberägypten und in Kusch, relativ gut belegt, so daß ich an ihrer Historizität keinen Zweifel habe. Sie gehören nach meiner Überzeugung in die Zeit vor Psammetich I. (dem ersten anerkannten Herrscher der 26. Dynastie) und damit - nach meinem Zeitschema - in die Zeit zwischen 18. und 19./26. Dynastie. Sie können nicht der späten Achämenidenzeit zugeordnet werden, da Herodot, der vor dieser verstorben ist, schon die äthiopische Herrschaft über Ägypten erwähnt hat:

"Während seiner Herrschaft [= "Anysis"] fielen die Aithiopier unter ihrem König Sabakos mit einem großen Heer in Ägypten ein. Der blinde Anysis floh in die Küstenniederungen, und der Aithiopier war fünfzig Jahre König von Ägypten" [II, 137].

Herodot [II 151ff] berichtete dann, daß nach dem Abzug der Äthiopier und einigen Wirren Psammetich I. die Macht erlangte; er ordnete somit eindeutig die Äthiopier vor der 26. Dynastie ein. Dem entspricht, daß im memphitischen Serapeum eine Apis-Stele mit der Inschrift des Psammetich I. unmittelbar einer Stele des Äthiopierkönigs Taharqa folgt [Gardiner 390; Rohl 82].

Nach zeitgenössischen Inschriften (Nitokris-Stele, Pi'anchi-Block sowie ein Relief im Wadi Gasus) hatte "im Jahre 9 des Psammetich" (traditionell -655) die regierende "Gottesgemahlin des Amon", Schepenupet II., Tochter des Äthiopierkönigs Pi'anchi und Schwester des Schebitku [Schneider 248], die junge Tochter des Psammetich I., Nitokris, als Nachfolgerin adoptiert,

wobei Psammetich an den Zeremonien teilnahm [Kienitz 15; Fischer 70; Schneider 182; Text der Nitokris-Stele: Breasted IV, §§ 935-958]. Bei der Erörterung des Assyrer-Problems werde ich noch einmal auf die Frage des historischen Platzes der äthiopischen 25. Dynastie zu sprechen kommen.

Ägyptische Expeditionen nach Nubien werden schon auf dem Palermo-stein erwähnt; Nubien war für Ägypten als Rohstoffland wichtig. Vor den Königen der 25. Dynastie soll es laut Herodot [II, 108] schon 18 "Könige" in Ägypten gegeben haben, die "Aithiopier" waren (konkret habe ich bis jetzt nur einen einzigen im Turiner Königspapyrus [Tu 8.1] erwähnten Kleinkönig "Nehasy, den Nubier" ermitteln können).

Kamose berichtete in seiner Stele, daß die Amu (= Hyksos) versuchten, sich auch mit den Kuschiten zu verbünden [Gardiner 182, 184], Ahmose nahm den kuschitischen König gefangen [Gardiner 186]. Hierbei muß es sich um einen König von "Kerma" gehandelt haben (im einzelnen zu diesem "Reich": Kancel'son 41ff; Fischer 23ff).

Wie Illig [H/I 108ff] bewiesen hat, knüpfen die Bauten und Gräber der 25. Dynastie in Kusch unmittelbar an die Tumuli der Kultur von "Kerma" an [so auch schon Fischer 46ff], in den Kerma-Resten fanden sich "Hyksos"-Gegenstände und Dolche [vgl. H/I 109]. Illig ging es natürlich um den Beweis, daß es keine jahrhundertelange Lücke zwischen Kerma und Kusch gegeben hat, bestätigte aber damit auch, daß die Kuschiten schon aus stratigraphischen Gründen nicht in die späte Achämenidenzeit eingeordnet werden können. Traditionell werden sechs äthiopische Herrscher zur 25. Dynastie gezählt:

1. Kaschta 760-747
2. Pi'anchi (Pije); Sohn 747-716
3. Schabaka; Bruder 716-702
4. Schebitku; Sohn von Pi'anchi 702-690
5. Taharqa; Sohn von Schabaka 690-664
6. Tanutamun; Sohn von Schebitku 664-656

[Verwandtschaftsbeziehungen nach Kancel'son 137; Daten nach Schneider].

Alle diese Herrscher regierten von Napata aus. Kaschta war noch nicht in Ägypten präsent, scheidet also als Herrscher über Ägypten aus. Pi'anchi führte lediglich einen Beutezug nach Ägypten. Erst Schabaka, Schebitku und Taharqa übten tatsächlich die (Ober-) Herrschaft über Ägypten (wohl auch nur über Oberägypten) aus; sie regierten mittels der Hohenpriester in

Theben und vieler Kleinfürsten. Entsprechend nannte Manetho auch nur drei äthiopische Herrscher:

	Africanus	Eusebius und Sothisbuch
Sabakon	8 Jahre	12 Jahre
Sebichos	14 Jahre	12 Jahre
Tarkos	18 Jahre	20 Jahre
	-----	-----
	40 Jahre	44 Jahre

(Helck [1962, 72]; Eusebius und Sothisbuch nennen außerdem einen Ammaris - 12 Jahre -, der mit Tanutamun, der sich nach Kusch zurückgezogen hatte, identisch sein muß). Somit erscheinen schon Herodots 50 Jahre als überzogen (mit "Sabakos" faßte Herodot offensichtlich die ganze äthiopische Dynastie zusammen: FWG 4, 248). Rohl [434] hält weiterhin eine sechs-jährige Mitregentschaft von Schebitku und Taharqa für wahrscheinlich. Auch Taharqa und Tanutamun wurden auf Bauwerken in Theben zusammen erwähnt [Gardiner 37]. Heinsohn hat die beiden Könige der Esarhaddonzeit mit Tachos und Tadamnu der Arsakas- (= Artaxerxes II.-)Zeit identifiziert [Heinsohn 1996c, 86f].

Offensichtlich bildete auch die äthiopische Herrschaft nur eine kurze Episode der ägyptischen Geschichte. Sie wurde in zeitgenössischen Texten durch Annahme langer Regierungszeiten der frühen Herrscher der 19./26. Dynastie faktisch eliminiert. Psammetich I. soll ja 54 Jahre regiert haben. Die Zeit zwischen Amenophis III. (18. Dyn.) und Sethos I. (19. Dyn.) wurde in den Königslisten von Abydos und Saqqara (wobei auch Echnaton und seine unmittelbaren Nachfolger unerwähnt blieben) durch den kaum greifbaren Haremhab ausgefüllt, der zwar mehrere Gräber, aber keine Mumie hinterlassen hat [Clayton 139]. (Die Mumien fast aller Herrscher der 18., 19. und 20. Dynastie blieben dagegen erhalten; vgl. R/W 88ff.)

In einer Urkunde aus der Zeit des Ramses II. wird das 59. Regierungsjahr Haremhab's erwähnt [Gardiner 268]. Seine Regierungszeit ist ansonsten kaum inschriftlich belegt. Er rühmt sich aber, die Nubier besiegt zu haben [Gardiner 272].

V Die Libyer (und Ramessiden)

Die altägyptischen Könige kämpften wohl in allen Dynastien gegen libysche Stämme, die von Westen eindringen und die als "Lubim" (bzw. mit ihrem jeweiligen Stammesnamen) bezeichnet wurden. Libyer besiedelten seit frühesten Zeiten das westliche Deltagebiet; dort gab es libysche Kleinfürsten zu allen Zeiten des alten Ägypten [vgl. z.B. Brentjes 34ff]. Ich will an dieser Stelle nicht näher auf diese eingehen, sondern mich auf die 20. bis 24. Dynastie, die im wesentlichen die lange "Dritte Zwischenzeit" füllen sollen, konzentrieren.

Die 21. Dynastie (traditionell 1070-945) soll von Tanis (östliches Deltagebiet) aus regiert haben, wo ihre Herrscher Bauten und Gräber hinterlassen haben [Rohl 117ff]. Selbst die traditionelle Geschichtsschreibung räumt ihnen nur die Herrschaft über Unterägypten ein, während gleichzeitig die Hohenpriester des Amon von Theben aus Oberägypten regierten. Daß sie überhaupt als Dynastie geführt werden, verdanken sie Manetho, der acht Herrschernamen nennt, deren Name und Reihenfolge [laut Africanus und Eusebius] nicht der des Sothisbuches (und auch nicht dem Memphitischen Priesterstammbaum) entsprechen [Helck 1956, 47].

Aus den wenigen Denkmälern ist eine zeitliche Verknüpfung mit der angeblich vorhergehenden 20. Dynastie (Ramessiden) nicht zu erschließen. Nach traditionellem Verständnis endet die 20. Dynastie spurlos im Nichts, die 21. Dynastie (mit Smendes) entstand gleichzeitig aus dem Nichts [vgl. z.B. Schneider 176f]. Daß ihre Herrscher nicht in diese Zeit gehören, hat Rohl am Beispiel der Apis-Stelen im Serapeum von Memphis deutlich gemacht:

"Ein bisher nicht erklärbarer Aspekt der Funde in den kleineren Gräften ist das völlige Fehlen von Stelen aus der Zeit der 21. und der ersten Hälfte der 22. Dynastie. Von den 311 Stelen, die in den kleineren Gräften gefunden wurden (einschließlich der 73 kürzlich freigelegten) kann nicht eine einzige Inschrift den Königen von Smendes bis Takelot I. zugewiesen werden - ein Zeitraum von wahrscheinlich 195 Jahren. In einem so langen Zeitraum hätten mindestens zehn oder elf Begräbnisse stattfinden können." [Rohl 79f; vgl. auch Gardiner 362]

Nebenbei soll darauf hingewiesen werden, daß sich im Serapeum eine Stele des Psammetich I. (= Sethos I.) direkt vor einer Stele des Ramses II.

befindet [Rohl 82]. Quellenmäßig faßbar ist von der 21. Dynastie eigentlich nur Siamun, der das Mumiendepot in Deir el-Bahari verschloß [Velikovsky 1983b, 199ff; Rohl 101ff]. Velikovsky [ebd.] hat recht überzeugend diesen mit einem Amonspriester der Oase Siwa zu identifizieren versucht. Dieser lebte zur Zeit des Ptolemaios II. und hinterließ eine Grabstätte in hellenistischem Stil, war aber auch für die Erhaltung der alten Grabstätten (und Rettung der Mumien) verantwortlich:

"Die Könige, die unter der Bezeichnung 21. Dynastie bekannt sind, sind lediglich die Priesterfürsten in den Oasen [...]. Sie ging der 20. Dynastie teilweise voraus, war zeitgleich mit ihr und überdauerte sie [...] In der Tat haben die letzten "Könige" der 21. Dynastie ihre Doppelaufgabe als Kommandanten der militärischen Außenposten an der Grenze und als Priester des Orakels bis in die ptolemäische Zeit hinein verstanden." (Velikovsky 1983b, 215; zu bedenken ist, daß er die 20. mit der 30. Dynastie identifizierte und damit in die späte Perserzeit setzte.)

Nach traditioneller Lehrmeinung folgte der 21. die 22. Dynastie, über die quellenmäßig genausowenig bekannt ist und deren Existenz auch nur von Manetho abgeleitet wird. Tatsächlich haben "Herrscher" der 21. und 22. Dynastie nebeneinander gelebt. So bewies Rohl [126ff], daß Psusennes I. (21. Dyn.) nach Osorkon I. (22. Dyn.) gelebt haben muß, wobei er an einem archäologischen Fundbeispiel (Grabanlagen in Tanis) drastisch klar machte, wie Ägyptologen Ausgrabungsmaterial entsprechend der herrschenden Chronologie bewußt falsch einordneten!

Als bedeutendster König der 22. Dynastie gilt Schoschenk, der allgemein mit dem biblischen Sisak (Schischak) gleichgesetzt wird. Dieser soll als "König von Ägypten" in der Zeit des Rehabeam in Palästina eingefallen sein [2. Chron. 12, 2-9; 1. Kön 14, 25-26]. Daraus schlußfolgern die meisten Ägyptologen, die von der Richtigkeit der biblischen Chronologie ausgehen, daß das Jahr -925, das 3. Jahr des Rehabeam, einen "Fixpunkt" für die ägyptische Chronologie darstellt [so Schneider 149].

Dieser Schoschenk hinterließ eine Inschrift über die Eroberung Palästinas, deren Authentizität schon Breasted [IV, § 709] angezweifelt hat. Velikovsky [1962, 193ff] bewies schlüssig, daß diese Inschrift nur die Kopie eines vorherigen Feldzugsberichtes darstellt (nach seiner Meinung eine Relief-Inschrift des Thutmosis III.). Rohl [181ff] hat sich eingehend mit Sisak beschäftigt und mit anderen Argumenten recht überzeugend dargelegt, daß

dessen in der Bibel erwähnten Feldzüge tatsächlich diejenigen von Ramses II. waren [Rohl 190].

Ich möchte es hier dahingestellt sein lassen, wer der biblische Sisak tatsächlich war; für den Schoschenk der 22. Dynastie bleiben jedenfalls kaum Quellenbelege übrig. Rohl [101ff] hat aber auch bewiesen, daß Schoschenk (22. Dyn.) schon bestattet war, als Siamun (21. Dyn.) das Depot von Deir el-Bahari versiegelt hat.

Somit lebte ein weiterer "Herrscher" der 22. Dynastie vor Siamun (21. Dyn.). Laut Rohl [105] muß das 11. Regierungsjahr des Schoschenk I. vor dem 10. Regierungsjahr von Siamun gewesen sein, was sich aus der Analyse der Depotinschriften ergibt. Geht man von Velikovskys Gleichung 19. = 26. Dynastie aus, müssen die meisten Herrscher der 21. und 22. Dynastie zumindest zur Perserzeit gehört haben. Nach dem Memphitischen Priesterstammbaum [Rohl 449] lebte Schoschenk neun Generationen nach Ramses II. (= Necho II.). Geht man von einer verkürzten Perserzeit aus [s. Abschnitt VII], gehört Schoschenk auch nach dieser Quelle in die Ptolemäerzeit!

Ich halte es deshalb nicht für nötig, auf die "Herrscher" der 21. und 22. Dynastie hier näher einzugehen. Es soll die Bemerkung genügen, daß schon die Überlieferungen der Manetho-Exzerptoren über diese recht verworren sind [Helck 1956, 47, 72] und daß unter Ägyptologen die Zuordnung dieser "Herrscher" genauso umstritten ist wie die der Hyksos [vgl. die entsprechenden biographischen Artikel bei Schneider].

Einige Herrscher dieser Dynastien - ein Takelot (I.?), ein Osorkon (II.?) und einer von mehreren Schoschens (III., V.?) - haben zwar in den kleineren Gräbern des Serapeums Inschriften hinterlassen. Sie können jedoch ganz im Sinne Heinsohns als Tiglat-Pileser und Sargon ("III.") Perserherrscher im Gewand ihrer assyrischen Kernsatrapie sein (immerhin gibt es hier auch Stelen der späten Ramessiden; die Reihenfolge ist stark umstritten). Auch gab es gewiß vor, neben und nach den äthiopischen Herrschern libysche Kleinfürsten im Delta. Nach der Steleninschrift des Pi'anchi huldigten diesem die libyschen "Könige" Osorkon, Luwapet und Peftuabast [Breasted IV, §§ 79bff; vgl. Gardiner 373]. Laut Herodot [II, 143ff] gingen Psammetich I. zwölf Kleinfürsten im Delta voraus.

Die "Herrscher" der 23. libyschen Dynastie gehören mit Sicherheit in die voräthiopische Zeit. Es handelt sich hierbei aber nur um zwei Könige, Osorkon III. und Takelot III., Vater und Sohn, die als Mitregenten kurz

über Theben geherrscht hatten, bevor sie nach einer erhalten gebliebenen Inschrift von dem Äthiopierherrscher Schebitku vertrieben wurden [Rohl 435]. Daß diese von Herrschern der 21. oder 22. Dynastie abstammen, kann nicht bewiesen werden. Es gibt diesbezüglich nur den Bericht eines Prinzen Osorkon, der zeitlich nicht in diese Zeit eingeordnet werden kann [Rohl 435ff].

In die voräthiopische Zeit gehört wohl auch die 24. Dynastie, die nach Manetho nur aus einem König - Bokchoris - bestand und der nach Africanus 6 Jahre regiert hatte. Eine Apis-Stele des "B3k-n-ruf" steht im gleichen Gewölbe wie die des äthiopischen Herrschers Schabaka [Breasted IV, § 884; Beckerath 107]. Nach sehr späten antiken Überlieferungen [Plutarch, *De Iside*, Kap. 8, Diodor I, 45; vgl. Gardiner 512] soll Bokchoris von Schabaka bei lebendigem Leib verbrannt worden sein [Schneider 93]. Er wird in diesen als Sohn eines Technactis bzw. Thephachthos bezeichnet, der allgemein mit Tefnacht identifiziert wird, einem der libyschen Kleinkönige, gegen die Pi'anchi kämpfte [Schneider 287].

Die vorhandenen Quellen zeigen deutlich, daß für die "Dritte Zwischenzeit" nur einige libysche Kleinfürsten übrig bleiben, die unmittelbar vor der äthiopischen Herrschaft und in Unterägypten während derselben regierten.

Solche Teilherrschaften gab es auch während der 26. (= 19.) Dynastie und später in der Perserzeit. Neben den Libyern [ausführlich Gardiner 318] bestand der "Gottestaat des Amon" in Theben [Kienitz 14ff; Velikovskij 1983b, 127ff], Mittelägypten regierten die Schiffsmeister von Herakleopolis:

"Diese Fürsten, halb Priester und halb Militärs, hatten auch Einfluß auf ganz Oberägypten, wobei sich ihr Bereich teilweise mit dem des Thebanischen Amonstaats überschneidet [...]. Sie hatten sich schon frühzeitig Psammetich angeschlossen und behielten deshalb auch weiterhin ihre Stellung [...]. Das Geschlecht lebte weiter unter Amasis, Kambyzes, Dareios I." [Kienitz 13].

Aber auch die 19./26. Dynastie selbst war stark libysch geprägt. Das Heer von Ramses II. und der Ramessiden bestand zum großen Teil aus Libyern [Gardiner 394], seine Vorfahren stammten aus dem Deltagebiet. Psammetich I. (= Sethos I.), der Begründer der 26. Dynastie, wird von Ägyptologen als "Halblybier" bezeichnet [Gardiner 394]. Schneider [169] bemerkte zu Necho I. (dem Vater von Psammetich I.):

"Selber ist er vermutlich ein Nachkomme des Tefnacht und des Bokchoris [24. Dyn.]."

Auch Amasis stammte laut Herodot [II, 172] aus dem Gau von Saïs, aus dem vorwiegend von Libyern besiedelten westlichen Deltagebiet. Interessant ist, daß der Libyer Inaros, der später einen antipersischen Aufstand anführte und als Gegenkönig gegen Artaxerxes I. auftrat, Sohn eines Psammetich gewesen ist [Kienitz 69; Schneider 138].

Ich bleibe bei meiner begründeten These, daß Amasis mit Ramses III. identisch war. Radke [1996, 425ff] wirft mir vor, daß ich "erstaunlicherweise" auf die "technologischen Befunde", die meiner Einordnung widersprechen, nicht eingehen würde. Er übersieht aber, daß Amasis ein Zeitgenosse von Kyros dem Großen war und deshalb durchaus auf einem ähnlichen Thron wie der persische Großkönig sitzen konnte.

Nach traditioneller Chronologie folgte Amasis dessen Sohn Psammetich III., dann eroberten -525 die Perser unter Kambyses Ägypten. Diese ununterbrochene Herrscherfolge ist gesichert durch die Inschrift auf der Statue des Udjaharresne, der unter Amasis, Psammetich III. und Kambyses Befehlshaber der Seeschiffe gewesen ist [Gardiner 406ff]. Eine solche Kontinuität beweisen auch die Felseninschriften des Chnemibre, des Oberaufsehers der Bauarbeiten im Wadi Hammamat, die sich über die Zeit vom letzten Jahr des Amasis bis in das 30. Regierungsjahr von Dareios erstrecken [Gardiner 406].

Wie sind aber die späten Ramessiden, die Nachfolger von Ramses III., einzuordnen? Diese acht Könige - Ramses IV. bis XI. - sollen ja über 83 Jahre (1153-1070) Ägypten regiert haben. Bauten mit Inschriften haben sie zumeist nicht hinterlassen; wohl aber unterirdische Grabstätten und (in Deir el-Bahari) Mumien, deren Umwicklungen ihre Namen tragen [R/W 159ff]. Daß sie unbedeutend waren, geht schon daraus hervor, daß Manetho nicht einmal ihre Namen nennt (nur das Sothisbuch nennt solche, die Zuordnung derselben ist aber zweifelhaft; vgl. Helck 1956, 45).

Wenn mein Zuordnungsschema [Aeg. I, 267] richtig ist, müssen sie in die Perserzeit gehören! Sie waren m.E. Abkömmlinge der vorpersischen Pharaonendynastie und hatten deshalb Anspruch auf königliche Bestattung. Manetho bezeichnete sie als "Könige aus Diaspolis" (Theben), so daß anzunehmen ist, daß sie unter dem Schutz des auch in der Perserzeit bestehenden "Gottesstaat des Amon" in Theben lebten. Festzuhalten ist zunächst, daß für Ramses IV. bis VIII. nur einige Jahrzehnte angesetzt werden kön-

nen. Ramses IV. (6 Jahre), Ramses VI. (8 J.) und Ramses VIII. (1 J.) waren nämlich Brüder, Söhne von Ramses III. Ramses V. (5 J.) war Sohn von Ramses IV., Ramses VII. (8 J.) der Sohn von Ramses VI. (und offensichtlich nur Mitregent seines Vaters).

Da Manetho keine Regierungsjahre aufgezeichnet hat, konnten die Ägyptologen die "Regierungszeiten" nur schätzen, sie gelten als fraglich und werden hier nach Schneider [319] wiedergegeben. Interessant sind erhaltene gebliebene Papyri (Juristischer Papyrus Turin, die Papyri Rollin und Lee und das Fragment Rifaud: vgl. Schneider 235), die über einen Hochverratsprozeß berichten. Danach sollte Ramses III. ermordet werden. An der Spitze der Verschwörer soll ein Sohn von Ramses III., namens Pentawer, gestanden haben, ein anderer Sohn soll diesen entlarvt haben. Die Verschwörer sollen getötet oder verstümmelt worden sein. Es ist keine Rede davon, daß Ramses III. tatsächlich ermordet wurde, seine Mumie weist auch keine Verletzungen auf [Gardiner 323; R/W 161]. Im Tal der Könige findet sich ein nichtvollendetes Grab eines Sohnes von Ramses III. [R/W 161].

Ich halte es für möglich, daß es sich hierbei um Pentawer gehandelt hat, der von seinem Bruder Ramses IV. (= Psammetich III.) beseitigt wurde. Für diese Rolle kommt auch Ramses VI. in Betracht, dessen Leiche regelrecht zerhackt wurde [R/W 166]. Dies könnte bedeuten, daß die Söhne von Ramses III. schon zu dessen Regierungszeit Mitregenten waren, womit die späten Ramessiden noch in die Saïtenzeit, u.U. aber auch in die frühe Zeit des Kambyses einzuordnen wären. Immerhin hat letzterer Psammetich III. (Ramses IV.) und dessen namentlich nicht genannten Sohn (Inaros?) geschont [Herodot III, 15]. Herodot bemerkte ebenda weiter:

"Hätte er auch Ruhe zu halten gewußt, so hätte er Ägypten als Statthalter zurückerhalten; denn bei den Persern gilt königliches Geblüt viel. Wenn auch ein König sich empört, gibt man doch seinem Sohn den Thron zurück. Für diese persische Gewohnheit kann man viele Beweise anführen, z.B. erhielten Thamyras, der Sohn des Inaros, und Pausiris, der Sohn des Amyrtaios, das Reich ihrer Väter zurück, obwohl niemand den Persern so viel zu schaffen gemacht hat wie Inaros und Amyrtaios."

Damit wird zugleich erklärt, daß die Ramessiden auch in der Perserzeit "standesgemäß" bestattet werden konnten. Wir haben damit auch den Übergang zu Psammetich IV. - VI., die auf Inschriften und in der antiken

Überlieferung [z.B. von Diodos Siculus] als "ägyptische Könige" genannt werden und von denen einer ausdrücklich als Vater des Inaros genannt wird [Schneider 202f]. Ich bin überzeugt, daß diese mit Ramses IX. bis XI. identisch waren, von denen eigentlich nur ihre Grabstätten (die letzten unbebaut) und die Mumie des Ramses IX. erhalten blieben [Schneider 239ff; R/W 169ff]. Es waren Kleinkönige oder Prätendenten unter persischer Herrschaft!

In dem weiteren Beitrag - "Fremde Herrscher über Ägypten II" - werde ich näher auf die (Ninos-)Assyrer und Perser (Achämeniden) eingehen.

Zitierte und erwähnte Literatur

Aeg. s. Weissgerber

Beckerath, Jürgen v. (1984): *Handbuch der ägyptischen Königsnamen*; München
Bibel-Lexikon (Hg. Herbert Haag, 1969); Leipzig

Breasted, James Henry (1906): *Ancient Records of Egypt. I - V*; Chicago

Brentjes, Burchard (1982): *Libyens Weg durch die Jahrtausende*; Leipzig · Jena

Clayton, Peter A. (1995): *Die Pharaonen. Herrscher und Dynastien im alten Ägypten*; Düsseldorf

Ernst, Otto (1989): "Altes Reich und 18. Dynastie"; in *VFG I* (1) 13

Fischer, Rudolf (1980): *Die schwarzen Pharaonen. Tausend Jahre Geschichte und Kunst der ersten innerafrikanischen Hochkultur*; Bergisch Gladbach

Flavius Josephus (1993): *Kleinere Schriften*; Wiesbaden (darin: *Gegen Apion*)

FWG = *Fischer Weltgeschichte* (1965); Frankfurt/Main

FWG 4: *Die altorientalischen Reiche III. Die erste Hälfte des ersten Jahrtausends*

Gardiner, Sir Alan (1994): *Geschichte des alten Ägypten*; Düsseldorf

Heinsohn, Gunnar (1989): "Persische Hyksos und Ägypten oder waren Herodots Assyrer aus dem -7. Jh. identisch mit den Sargoniden?"; in *VFG I* (4) 2

- (1991a): "Stratigraphische Chronologie Ägyptens oder Warum fehlen zwei Jahrtausende in den Mustergrabungen von Tell el-Daba und Tell el-Farain"; in *VFG III* (3/4) 8

- (1991b): "Stratigraphische Chronologie Israels"; in *VFG III* (5) 35

- (1996a): "Kyrus der Amarder/Marder = Aziru der Amurru/Martu. Das Ende des Mitanni = Meder-Reiches"; in *Zeitensprünge VIII* (2) 139

- (1996b): "Hazor, Exodus, Josua und David. Die chronologische Konfusion Altvorderasiens"; in *Zeitensprünge VIII* (4) 401

- (1996c): *Assyrerherrscher gleich Perserherrscher!*; Gräfelfing

Heinsohn, Gunnar/ Illig, Heribert (1990): *Wann lebten die Pharaonen?*; Frankfurt

Helck, Wolfgang (1956): *Untersuchungen zu Manetho und den ägyptischen*

- Königslisten*; Berlin
- (1962): *Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr.*; Wiesbaden
- Herodot (Hg: H.W. Haussig, 1955): *Historien*; Stuttgart
- H/I s. Heinsohn/Illig
- Illig, Heribert (1989): "Editorial"; in *VFG* I (1) 1
- (1994a): "Arische Pharaonen? Rezension zu Doris Wolfs Suche nach Ägyptens Urmüttern"; in *VFG* VI (2) 99
- Kancel'son, I.S. (1970): *Napata i Meroe - drevnyecarstva Sudana*; Moskva
- Kienitz, Friedrich Karl (1953): *Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrhundert vor der Zeitwende*; Berlin
- Meyer, Eduard (1928): *Geschichte des Altertums*. Band II/1.; Stuttgart · Berlin
- Radke, Ralf (1993): "Die frühen persischen Großkönige"; in *VFG* V (1) 6
- Reeves, Nicholas/ Wilkinson, Richard H. (1997): *Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*; Düsseldorf
- Riemer, Thomas (1989a): "Djoser - nur ein Titel für Herrscher"; in *VFG* I (4) 37
- (1989b): "Wer war Joseph?"; in *VFG* I (5) 36
- Rohl, David (1996): *Pharaonen und Propheten. Das alte Testament auf dem Prüfstand*; München
- R/W s. Reeves/Wilkinson
- SAG = *Sumer - Assur - Babylon. 7000 Jahre Kunst und Kultur zwischen Euphrat und Tigris*;
- SBAW = Sitzungsberichte Akademie der Wissenschaften Philosophisch-Historische Klasse (1932). Berlin (S. 618: "Stammbaum memphitischer Priester")
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen*; Zürich
- Struwe, W.W. (1959): *Der Alte Orient. Chrestomatie*; Berlin
- Velikovskiy, Immanuel (1962): *Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zum König Echnaton*; Zürich
- (1983a): *Ramses II. und seine Zeit*; Frankfurt/M. · Berlin
- (1983b): *Die Seevölker*; Frankfurt/M. · Berlin
- Weiß, Joh.-Bapt. (1928): *Weltgeschichte I. Band. Geschichte des Orients*; Graz
- Weissgerber, Klaus (1996): "Aegyptiaca I. Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte"; in *Zeitensprünge* VIII (3) 248
- (1997): "Aegyptiaca II. Zur Königstafel von Karnak"; in *Zeitenspr.* IX (1) 50
- Wolf, Doris (1994): *Was war vor den Pharaonen?*; Zürich
- Zeller, Manfred (1989): "Die frühe Perserzeit in Mesopotamien und Hatti"; in *VFG* I (5) 32
- (1997): "Assyrica IV"; in *Zeitensprünge* VIII (1) 92

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Mitanni keine Meder ?

Bemerkungen zu Otto Ernst: "Korrekturen und Ergänzungen"

Klaus Weissgerber

Otto Ernst behauptet [VIII (4) 420]: "Die Gleichsetzung von Mitanni und Medern, die vor allem Heinsohn vertritt, ist nicht aufrechtzuerhalten." Er kommt zu dieser Schlußfolgerung, ohne sich die Mühe zu machen, sich mit der entscheidenden stratigraphischen Argumentation Heinsohns wenigstens im Ansatz auseinanderzusetzen. Er beruft sich lediglich auf linguistische Informationen, die ihm Schildmann übermittelt hat und die die zitierte These keineswegs rechtfertigen.

Wie die indo-europäischen Sprachen entstanden sind, ist wissenschaftlich nach wie vor stark umstritten, es dürfte sich aber die Auffassung durchgesetzt haben, daß dies im Waldsteppengebiet zwischen Bug und Wolga geschehen ist (Pferdekult, Kultur der Streitäxte und Schnurkeramik = alte Grubenkultur), und daß von dort aus sich indo-europäische Stämme in alle Richtungen in Bewegung setzten, auch nach Kleinasien. Nach jetziger Erkenntnis entstanden die Unterschiede zwischen den sogenannten Kentum- und Satem-Sprachen dadurch, daß es zu Vermischungen mit der autochthonen Bevölkerung kam. Der Gegensatz zwischen palatisierenden und nichtpalatisierenden Sprachen führte zu dieser "Zweiteilung", die auf einer phonetischen Erscheinung beruht und nichts über den Grad der Verwandtschaft aussagt. Sie hat somit in der indo-europäischen "Urheimat" noch nicht bestanden. Das indo-europäische "Hethitisch" (es gibt auch andere "Hethiter"-Sprachen) gehört zu den Kentum-Sprachen, die indo-iranischen Sprachen zu den Satem-Sprachen. Mitannisch und Medisch werden zu den letzteren gerechnet.

Dies besagt aber gar nichts zur Rechtfertigung der Eingangsthese. Hethitisch und Mitannisch fallen unbestreitbar in die gleiche Zeitperiode (Urkunden mit Mitanni-Worten im hethitischen Archiv von Boghazköi), so daß schon logisch nicht auszuschließen ist, daß Hethiter und Mitanni nebeneinander in der Mitte des -1. Jtsds. gelebt haben.

Ob und inwiefern sich Mitannisch und Medisch unterschieden, ist bei den spärlichen Überlieferungsresten derzeit nicht zu klären. Es gibt keinen Text in mitannischer Sprache. Lediglich in dem hurritisch-sprachigen "Kik-

kuli-Text", einer Anleitung zum Pferdetraining, sind fünf indo-iranische Zahlwörter und drei, offensichtlich indo-iranische, hippologische Fachtermini enthalten. Weiterhin sind die Namen der Könige eindeutig indo-iranisch; im Staatsvertrag zwischen dem hethitischen König Suppiluliuma I. und dem Mitannikönig Kurdiwazza werden indo-iranische Götternamen genannt. Die Namen der medischen Könige sind ebenfalls indo-iranisch, Texte in medischer Sprache sind jedoch nicht überliefert. Lediglich aus persischen Umschriften kennen wir einige Fachausdrücke, Titel, Eigennamen und aus griechischen Büchern einzelne Wörter wie tigris (Pfeil), tatyras (Fasan) und spaka (Hund).

Bei diesem Überlieferungsbefund ist es mir ein Rätsel, wie Ernst, Schildmann folgend, zu der Schlußfolgerung kommt, "daß vom Sprachlichen her das Mitanni-Reich nicht mit dem Mederreich gleichzusetzen ist".

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

Germanische Überlebensstrategien

Antwort auf die Kritik von Alexander Jurisch in 4/96

Uwe Topper

Mein auf dem Hamburger Treffen im Mai 1996 gehaltener "Germanen-Vortrag" [als Aufsatz Topper 1996] hat viel mehr Beachtung gefunden, als dies sonst bei meinen Aufsätzen oder Vorträgen der Fall war, aber gerade da, wo man etwas hellhörig hätte werden sollen, herrscht weiterhin platteste Tacitusgläubigkeit vor. Die Wochenzeitschrift "*Der Spiegel*" [Nr. 44, 28. Okt. 1996] brachte Titelbild und zwölfseitige Story mit den neuesten Erkenntnissen über "Die Germanen - unsere barbarischen Vorfahren", ohne den geringsten Hinweis darauf, daß man die lateinischen Texte eigentlich erst einmal auf ihre Entstehungszeit und -absicht prüfen müßte, bevor man sie als Beweis zitiert für die im taciteischen Geist rekonstruierten archäologischen Funde. Es herrscht vollkommenes Schweigen und Unkenntnis betreffs Hardouin, Baldauf, Kammeier und der nun schon recht zahlreichen Aufsätze in unserem Kreise zum Thema "Fälschungen".

Und andererseits Aufschrei und Gegenattacken, aus denen ich erkennen kann, daß hier ein heiliges Gefühl verletzt wurde, das auch Alexander Jurisch belastet. Aber mein Vortrag war keineswegs 'grundlos', wie Jurisch meint; als Überlebender des letzten Krieges bin ich parteilich. Anlaß für die Gegenattacke Jurischs war sicher meine tendenziöse Überschrift, in der die Germanen in Bausch und Bogen zur Erfindung erklärt werden. Da Jurisch [1996] eine Einengung, ja Zurechtweisung in den *Zeitensprüngen* veröffentlicht hat, kann ich mich bei meiner Erwiderung an seine einzelnen Kritikpunkte halten:

1. Zunächst möchte ich noch einmal mit ergänzenden Daten deutlich darstellen, daß ich die "kleineren Schriften" des Tacitus, darunter die *Germanica*, für eine Fälschung im Auftrag von Papst Pius II., zwischen 1430 und 1470 halte. Nikolaus Cusanus war an der Transaktion der Tacitus-Handschrift beteiligt [Pralle 70ff]. Sein Desinteresse an den Texten spricht übrigens für deren Wertlosigkeit.

Es muß noch einmal wiederholt werden: Vor dem Beginn der "Wiederentdeckungs"-Aktion [Pralle im Titel] durch Poggio ab 1427 gibt es nur einen einzigen Hinweis auf den *Germania*-Text, und zwar bei einem Mönch

desselben Klosters, in dem die "kleineren Schriften" des Tacitus später gefälscht wurden, bei Rudolf von Fulda in seiner Schilderung der Überführung der Gebeine des Hl. Alexander nach Wildeshausen (vollendet von Meginhart; s. Pralle 46), wo ganze Abschnitte aus der *Germania* wörtlich den Sachsen zugeteilt werden. Ob dieser Schüler des berühmten Hrabanus eine eigene Quelle verwendete, die später im Tacitus verarbeitet wurde, oder ob auch Rudolfs Heiligenlegende erst im 15. Jh. geschrieben wurde; ist m.E. unwichtig; ebenso auch, ob Fulda oder Hersfeld die Schreibstube der Fälscher war.

Eine weitere Bemerkung Jurischs in Punkt 1 läßt sich noch ausweiten: Auch das entsprechende Gegenstück für England, der *Agricola*, wirft so viele Fragen auf, daß nicht nur der berühmte Schwiegervater, sondern Tacitus selbst als historische Person in Frage gestellt werden muß. Seine *Annalen* haben keine bessere Überlieferungsgeschichte als die "kleineren Schriften", denn Monte Cassino, wo sich die einzige Vorlage fand, war der andere der beiden Fälscherorte der Humanisten, mit seiner eigenen "benaventanischen" Minuskel [Brunhölzl 111ff], und stand in losem Austausch mit Fulda. Man hatte sich dummerweise nicht auf den Namen des Autors geeinigt, neben Gaius taucht Publius Cornelius auf, und Tacitus ist erst Zusatz eines Humanisten im 15. Jh. Die Zusammenfügung der *Annalen* mit den *Historien* erfolgte bei der Drucklegung 1515 [Brunhölzl 140].

2. Die in der klerikalen Fälschung (laut Kammeier nur Verfälschung) des *Germania*-Textes in Kap. 2 genannten *Tungri* waren vier kleine Stämme westlich des Rheins. Sie gehörten zu den Kelten, wenngleich von ihnen (nach Cäsar) der Name *Germani* genommen und auf das gesamte Gebiet nördlich und östlich des Limes übertragen wurde. Es ist gewiß absurd, den Namen, den einige keltische Stämme oder militärische Einheiten trugen, auf die Vielzahl ethnisch völlig heterogener Stämme und Völkerschaften des weiten Raumes zwischen Rhein und Don zu übertragen. Die historiographische Schöpfung einer *Germania* (und der Germanen als Folge) war eine Präventivmaßnahme seitens der Kurie gegen ein Großreich von Atlantik bis Prag, wie es wenig später unter Karl V. fast zustandegekommen wäre, wobei die stärkste Bastion der Kirche, Frankreich, erdrückt worden wäre. Daß diese Erfindung später - ab dem 19. Jh. - die gegenteilige Wirkung haben könnte, war wohl nicht vorauszusehen oder im 15. Jh. unwichtig.

Wegen Jurischs Mißverständnis betone ich noch einmal: Der Eigenna-
me *Germani* ist nicht von den Renaissance-Fälschern erfunden worden,
sondern betraf zunächst nur eine kleine Gruppe keltischer Krieger (oder
Stämme) an der Maas bzw. deren Kampftechnik. Die Ausweitung dieses
Namens und Benützung für ein von den Kelten angeblich verschiedenes
ethnisches Konglomerat ist erst die Fälschung, mit der wir heute konfron-
tiert sind. Würde man alle Völker zwischen Ubiern und Hephthaliden als
Tungri ansprechen, wäre der Unsinn besser erkennbar, denn durch die
Einordnung dieser Völkerschaften als "Germanen" bzw. im gleichen Sinne
später konstruierte "Slawen" durch linguistische Definitionen ist uns der
vorherige Zustand verschleiert.

3. Hinsichtlich der von mir postulierten Ordnanzsprache als Grundlage
der germanischen Sprachen habe ich mich viel zu knapp ausgedrückt. Eine
derartige Konglomeratsprache, die sich aus vielen völlig verschiedenen
Substratsprachen zusammensetzt, nimmt Wörter und Strukturen aus dem
gesamten zivilisatorisch vereinheitlichten Bereich auf, und darum ist es kein
Wunder, wenn vom Altai bis zum Atlantik überall Sprachen weiterleben,
die große Gemeinsamkeit haben. Aber das bedeutet keine echte genetische
Verwandtschaft, keinen Abstammungsbaum, wie ihn die Indogermanisten
fordern [hierzu Topper schon 1977, bes. Kap. 21].

An einem jüngeren Beispiel, das mir besser bekannt ist, läßt sich das
zeigen: Akbars Heeressprache (ab 1560) ist aus (grundsätzlich) fünf Spra-
chen zusammengesetzt worden, ohne daß etwa diese fünf Völker "in Fleisch
und Blut" dabei mitgewirkt hätten. Dieses Urdu basiert *nicht* auf einer
Volkssprache, doch heute ist es Volkssprache für Hunderte von Millionen
Menschen. Ich verweise noch einmal auf meinen Artikel zur Slawen-Genese
[1995, 461] und verspreche, in Zukunft einen zusammenhängenden Beitrag
zur Sprachentwicklung vorzulegen. Jedenfalls habe ich hier wiederum ein
heißes Eisen angefaßt, das mehr emotionsgeladen ist, als einer wissenschaft-
lichen Diskussion gut tun würde. Wenn wir nur annähernd wüßten, wie
Kimbern und Teutonen gesprochen haben, wäre ein Ansatz möglich.

In Ermangelung dessen müssen wir von den Brocken ausgehen, die
übrigblieben: gotisch-wandalische Wortfetzen und althochdeutsche Frag-
mente. Daraus rückschließend ein Protogermanisch und weiter im Verein
mit anderen Sprachen ein jahrtausendealtes Indogermanisch mit entsprechen-
den Völkerschaften zu konstruieren, ist mir zu gewagt.

4. Die schwadronierenden Trupps, die im Römischen Reich im Laufe der Jahrhunderte - abschließend in der Völkerwanderung - die militärische und Verwaltungsherrschaft (mit) übernahmen, können ab dem 4. Jh. als germanisch oder besser fränkisch bezeichnet werden. Damit ist etwas über Waffengattung, Kampftechnik und Organisation, bald auch über die damit verbundene Ordonnanzsprache ausgesagt, nicht aber über Volkszugehörigkeit oder Kultur, geographische Herkunft oder Religion. Die iranisch-skythische Komponente ist offensichtlich, sollte aber nicht überbetont werden, denn die Hauptmasse wird als Veneti (Wenden) und Kelten zu bezeichnen sein [s. meine grobe Skizze 1996, 170], die auch meiner Meinung nach als frühere Kulturwelle in Mitteleuropa erkennbar sind, was jedoch mit einer indogermanischen Wanderwelle (dies die alte Vorstellung, die Jurisch noch vertritt), kaum vergleichbar ist (hierzu, wie schon mehrfach erwähnt, Spengler 1969).

Aber wie konnte Hallstatt durch "indogermanische Einwanderung" untergehen, Herr Jurisch? Die Sprache eines Bronze- oder Eisenschwertes ist zwar eindeutig, aber linguistisch nicht erfassbar.

5. Jurischs Beobachtungen ergänzen meine Gedanken, sein Problem liegt allerdings wieder beim Indogermanenbegriff, um dessen Auflösung sich immer mehr Leute bemühen [s.a. Friedrich], weil er in dieser konstruierten Weise die Sicht verdirbt. Die Forderung, daß zu rückwärts projizierten Sprachgemeinschaften auch blutsverwandte Völker gehören, die aus einer gemeinsamen Wiege ausströmten und in Wanderwellen Europa und Asien überfluteten, ist zwar noch in volkstümlichen Büchern oder in der russischen und englischen Forschung beliebt, aber seit Spengler nicht mehr zu halten. Persische Motive, Waffen und Haarmode können sich weit verbreiten, ohne daß gleich ganze Völker auf Achse gehen müssen.

6. Wie schon in Punkt 4 angedeutet, bin auch ich der Meinung, daß sich mit der Völkerwanderung etwas spezifisch Protodeutsches durchsetzt, das man *heute* als das Germanentum bezeichnet. Besser würde man hier noch von Franken sprechen, von Goten und Schwaben usw., aber dieser einmal eingeführte Germanen-Begriff, der in der Romantik auch auf Wenden (Wandalen), Waräger, Wikinger u.a. ausgeweitet wurde, kann durchaus sinnvoll sein. Nur sind dann die Skandinavier nicht Germanen, sondern germanisiert (wie ihre Hydronomie zeigt), die Goten stammen nicht aus

Gotland, sondern sind (auch) dorthin gewandert usw. Von germanischer Sitte vor dem Beginn der Eisenzeit zu sprechen, ist dann unrichtig. Besser läßt man die Begriffe in ihrem zeitlichen Zusammenhang, und der liegt für die Germanen in der Völkerwanderungszeit. Der staatengründende Impuls ging sehr wohl von der römischen Reichsidee auf die Barbaren über, er ist eine Zeiterscheinung, kein ethnisches Merkmal [ich verweise noch einmal auf See 1970].

7. Jurisch pflichtet mir hier bei, daß die heutigen Volkseinheiten Europas nicht schon seit undenklicher Zeit starr weiterleben, sondern einem Entstehungsprozeß mit kriegerischer Tradition zu verdanken sind. So wollte ich verstanden sein. Volk steht nicht am Anfang einer Bewegung, sondern als deren Ergebnis. Die Betonung der Besonderheit dieses deutschen Volkes, das als Vorlage für die "*Germania*" gedient haben müßte, ist ein erfrischender Gedankengang Jurischs, der teilweise einleuchtet, andererseits aber auch wieder auf politische Propaganda der Kurie hinweisen könnte, denn wenn wir etwa die Stauer im Hochmittelalter ansehen, wirken sie keineswegs "bockbeinig" oder weltfremd.

Der Widerstand der Magna Germania gegen Rom hatte viele Gründe. Neben den von Jurisch genannten möchte ich auch an die ökologischen erinnern: Der Limes verläuft fast so wie die Nordostgrenze des wirtschaftlich noch sinnvollen Weinanbaus, die undurchdringlichen Wälder sind gewiß keine Erfindung, und ein Reservat für kriegerischen Nachwuchs war den Römern sicher vorteilhaft. Daraus zu schließen, daß die Menschen hinter diesem lateinischen Vorhang eine ethnische Einheit gebildet haben könnten, ist reines Wunschdenken.

8. Vom Ursprungsort der Germanen habe ich nirgends gesprochen, ein erfundenes Volk hat keinen Ursprungsort. Über die iranische Komponente habe ich mich durch Herodot, Strabon u.a. belehren lassen, allerdings auch eigene Überlegungen, die ja Jurisch noch vertieft, dazu angestellt. Jedenfalls sind Menschen aus dem weiten Raum von Iran-Turan sowie dem Skythenland als Mitwirkende an der Germanenentstehung - im Sinne der Völkerwanderungskrieger - beteiligt gewesen. Das hat mit der Theorie einer indogermanischen Wanderung nichts zu tun. Jurisch zieht selbst den Schluß am Ende seines Artikels, daß es sich bei der Erschließung einer Ursprache um ein "sinnloses Unterfangen" handelt.

Literatur

- Brunhölzl, Franz (1971): "Zum Problem der Casinenser Klassikerüberlieferung";
in *Abh. d. Marburger gel. Gesellsch.*, Nr. 3, München
- Friedrich, Horst (1992): "Ethnien und morphische Felder"; in *VFG IV* (4-5) 62
- Jurisch, Alexander (1996): "Die *Germania* und die Germanen oder gegen den
grundlosen Kahlschlag in der Geschichte"; in *ZS VIII* (4) 429
- Pralle, Ludwig (1952): *Die Wiederentdeckung des Tacitus*; Fulda
- See, Klaus von (1970): *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur
Gegenwart*; Frankfurt/M.
- Spengler, Oswald (1969): *Frühzeit der Menschheit*; München
- Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten*; Olten
- (1995): "Entstehung des Slawentums"; in *ZS VII* (4) 461
 - (1996): "Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?"; in *ZS VIII* (2) 169

Uwe Topper 12051 Berlin, Warthestr. 60

Anmerkungen zu Topper

als neuerliche Antwort von

Alexander Jurisch

Uwe Topper verläßt in seiner Argumentation gleich zu Beginn die Ebene der Sachargumente, indem er befindet, daß auch ich "von heiligen Gefühlen belastet" sei, daß "er als Überlebender des letzten Krieges parteilich" sei und mit einer "tendenziösen Überschrift" meine Emotionen geweckt und meine "Zurechtweisung" provoziert habe. Tatsächlich versuchte ich mit Sachlichkeit, einige Dinge richtigzustellen, die Topper mit dem Drahtbesen auskehren wollte. Ich nehme zu den Punkten von Toppers Antwort auf meine Ausführungen (s.S. 226) wie folgt Stellung.

ad 1) Topper hat in Punkt 1 nichts gesagt, was ich verteidigen müßte, daher verhalte ich mich tranquillus und tacitus.

ad 2) Topper sagt uns hier, daß die Fälschung der *Germania* angeblich eine Präventivmaßnahme der Kurie war, um der habsburgischen Umklammerung Frankreichs entgegenzuwirken - damit unterstützt er die von mir vorgeschlagene Sichtweise in Punkt 2 meines Artikels, nämlich neuerlich die Maasgrenze zu errichten. Zum zweiten betont er, daß der Eigenname *Germani* nicht von den Renaissance-Fälschern erfunden worden sei - doch das habe ich weder behauptet noch so mißverstanden. Wenn wir aber schon einmal dabei sind, mache ich den nächsten Schritt und sage, daß der Name *Germanen* von den Römern herrührt, ja nur herrühren kann.

ad 3) Topper behauptet nun, daß es einen "zivilisatorisch vereinheitlichten Bereich" gegeben habe, in dem sich die "Ordonnanzsprache" ausgebreitet habe, womit die Verteilung von spezifischen Wörtern zu erklären wäre, die in ihrem Auftreten die indogermanische Forschung fehlgeleitet haben. Aber so ein zivilisatorischer Bereich kann eigentlich nur ein Bereich sein, der von Völkern eines zumindest gleichen kulturellen Status besiedelt wird, wenn nicht von gleicher ethnischer Zusammengehörigkeit. (Topper bezieht sich hier eindeutig auf die Kelten, auch wenn er sie nicht explizit nennt.) Doch damit wird die Unterscheidung zwischen zusammengewachsenen Sprachen und Ordonnanzsprache einigermmaßen sinnlos.

ad 4 et 6) Durch die Bezeichnung fränkisch oder besser germanisch wird sehr wohl etwas über die "Volkszugehörigkeit oder Kultur" ausgesagt. Von den Kelten, zu fränkischer Zeit schon Gallorömer, kennt man keine vergleichbaren Staatssysteme wie die Germanenreiche, die sich nach dem Zusammenbruch Westroms überall in den ehemaligen Provinzen etablierten. Ein Staatssystem wie das Merowingerreich beruht mit ziemlicher Sicherheit nicht auf einer Ordonnanzsprache, die interkontinentale Verwendung des Begriffes jedoch wohl auf einer *idée fixe*.

Unmittelbar zur Antwort aufgefordert werde ich zu Hallstatt. Natürlich spricht ein Schwert eine andere Sprache als ein Volk oder eine Volksgruppe, gleichwohl spricht auch Topper davon, daß es "Substratsprachen" eines "zivilisatorisch vereinheitlichten Bereichs" gab. Ihre Reste lassen erkennen, daß hier eine "indoeuropäische" eine andere "indoeuropäische" Volksgruppe überrannt hat, wie das zumindest bis 1997 in dieser Region immer wieder zu beobachten war.

ad 5) Ich habe Toppers diesbezüglichen Gedanken ausdrücklich zugestimmt (S. 432: "Dafür scheint mir vieles zu sprechen"). Da ich von *eingeflossenen Vorstellungen* spreche, bleibt unerfindlich, wie Topper hier eine Forderung nach ausströmenden und Eurasien überflutenden blutsverwandten Völkern herauslesen kann. Möglicherweise diene ich hier als Projektionsmittel für eine *idée fixe*.

ad 7) Herr Topper wollte so verstanden werden, daß die heutigen Volkeinheiten Europas einem Entstehungsprozeß mit kriegerischer Tradition zu verdanken sind. Wir haben aber nicht über diesen allgemeinen Punkt diskutiert, sondern darüber, ob sich dabei auch Volksteile bewegt haben oder nur stationär Kriege geführt hätten.

ad 8) Herr Topper hat in einem Brief an mich eindeutig vom iranischen Bergland als einem Ursprungsort des Germanenbegriffs gesprochen: "...daß ein wichtiger Anstoß dieser Krieger, *die sich zuweilen Germanen nannten, im westlichen iranischen Raum, also Persien und Turan*, herkamen und ihre Kampftechniken mitbrachten". Wer sich selbst als Germanen bezeichnet hat, dem können wir heute wohl kaum absprechen, existiert zu haben. Es wäre vielmehr zu fragen, warum derselbe Begriff auch Volksgruppen am Rhein bezeichnet hat. Das von uns beiden so gesehene sinnlose Unter-

fangen der Rekonstruktion einer Ursprache läßt keinen Rückschluß darauf zu, ob Indogermanen existiert haben.

Ich möchte abschließend hinzufügen, daß man in dieser Sache wohl niemals einen entgültigen Existenz- oder Widerspruchsbeweis wird antreten können. So ist es nur legitim, daß auch Gedankenexperimente in der Art der topperschen angestellt werden. Doch sollte man gerade dann, wenn man selbst nicht unparteilich ist, Geschichte nicht a priori als Fälschung ansehen. Diese Vermutung sollte erst keimen, wenn man - wie bei Karlsproblem und Aachener Pfalzkapelle - mit bestätigbaren oder widerlegbaren Fakten hantieren kann.

Alexander Jurisch 81249 München, Freienfelsstr. 23

Zwei Ergänzungen zu Germanen und 'Leys'

Heribert Illig

Zum Germanenproblem

Nachdem die Germanen hier im Heft ein zähes Leben führen, möchte ich doch eine weitere Quelle ins Spiel bringen:

"Die Vandalen verbanden sich mit den Alanen und *Germanen, die nun Franken genannt werden*, überquerten den Fluß *Rhein* und siedelten unter ihrem Führer Gogidisclus in Spanien, dem ersten Land Europas vom westlichen Ozean her" [Übersetzg. und Hvhg. HI].

Dieses schreibt Konstantin VII. Porphyrogenetos in seinem Werk, das viel später den Titel *De administrando imperio* erhalten hat [Edition durch Gy. Moravcsik und R.J.H. Jenkins, 1967, Washington; S. 105]. Dieser Text aus dem 10. Jh. weist die größte Kennerschaft aus, was die Völkerschaften im 5. und 6. Jh. angeht. Bezeichnenderweise kann der Purpurborene für das 7., 8. und 9. Jh. ungleich weniger berichten. Nachdem ich das Werk neuerlich studiert habe, möchte ich es geradezu als Programmschrift für den Aufbau der fiktiven Geschichte Epoche ansprechen. In ihm und mit ihm werden die überaus dichten Bezüge der Spätantike erstmals und noch ganz dünn mit dem 10. Jh. verbunden, wobei als Bezugspunkte fast ausschließlich die Kaiser Basil I. und Leo der Weise dienen. Basil ist der Gründer von Konstantins Dynastie, Leo ist Konstantins Vater; für beide hat Konstantin die Reichsgeschichte schreiben lassen bzw. selbst geschrieben.

Selbstverständlich kann gefragt werden, ob nicht auch hier Fälscherhand im Spiele war. Nun, gerade die Widmung "an seinen [nicht: meinen] Sohn Romanus" [47] ist kein klares Zeugnis gegen eine Fälschung. Aber von den vier erhaltenen Manuskripten stammt immerhin der *codex Parisinus gr. 2009* aus dem späten 11. Jh. [16]. Damit sollte eine humanistische Fälschung ausgeschlossen sein.

Was weiß Porphyrogenetos von anderen "Germanenstämmen"?

"Zu dieser Zeit wurden die Goten und viele andere große Nationen in den Gebieten im Norden bis fern an der Donau angesiedelt. Von diesen sind am wichtigsten die Goten, Visigoten, Gepiden und Vandalen, die

sich in ihren Namen und in sonst nichts unterscheiden, die alle ein und dieselbe Sprache sprechen und alle den Irrglauben des Arius haben" [ebd. 105].

Diese Völker rechnet der Byzantiner keineswegs zu den zu Franken gewordenen Germanen. Insofern hat Topper recht, wenn er die Germanen nicht bis zum Don reichen läßt. Aber die merowingischen Franken beherrschten im 6. Jh. nicht nur das heutige Frankreich und Deutschland bis zur Elbe, sondern hatten eine nordspanische Mark, rückten in Norditalien bis Venetien vor, überschritten die Elbe (Thüringen) und rekognoszierten den Donauraum noch über Bayern hinaus. Woher stammen diese Franken nach heutiger Lehre? Um 260 sitzen sie rechtsrheinisch zwischen Main und Nordsee, doch das ist die früheste und schwammigste Aussage. 358 bewohnen sie als Förderaten Nordbrabant (Toxandrien), um 460 ein Gebiet westlich des Rheins (um Tournus und Cambrai bis zum Meer), gegen 480 links- und rechtsrheinische Gebiete, um sich nach dem Sieg über Syagrius weit nach Südwesten auszudehnen [dtv-Atlas zur Weltgeschichte I, 120; ²⁸1994].

Läßt sich dies mit Toppers Ansichten vereinen? Seine 'Urgermanen', die er jedoch nicht als Stammväter von Germanen zuläßt, sitzen linksrheinisch an jener Stelle, an der die Franken im 5. Jh. zu sitzen kommen. Insofern würde der Namensübergang (Tungri =) Germanen → Franken zwar keine Volks-, zumindest aber Ortskontinuität belegen. Von daher können 'die Germanen' nicht als späte Erfindung deklariert werden; wohl aber wäre die spätere Überdehnung dieses Begriffs zu kritisieren.

Konstantins Nennungen sprechen gegen einen germanischen "Jungmännerbund". Die Franken sind für ihn auf jeden Fall ein richtiges Volk mit Familien, aber auch sonst unterscheidet er nicht zwischen Volksstämmen und Kampfbünden, obwohl er ganz offensichtlich weiß, von wem er redet. Es wäre überraschend, wenn zwischen all den Völkerschaften - ein paar Frauen müssen ja doch nördlich des Limes gelebt haben - ein einzelner Kampfbund agiert hätte.

Ohne Männerbund wird allerdings die These von der Ordonnanzsprache brüchig. Aber sie ist ohnehin im Kern widersprüchlich angelegt. Eine indogermanische oder indoeuropäische Sprachverbreitung samt 'Völkerwanderungen' ist sicher kein zwangsläufiges Postulat. Die Vorstellung aber, daß sich eine einheitliche Kommandosprache rasch vom Atlantik bis nach Indien ausbreitet und auch noch die Mutter aller Sprachen in diesem Raum

wird, hat eine Konsequenz. Da Feldherrn ungern von ihren Gegnern verstanden werden wollen, ließen Toppers kontinentübergreifende Kommandos durch die Hintertür eben jenes aggressiv sich ausbreitende 'Großgermanien' entstehen, das derselbe Topper bestreitet. An dieser Stelle sollten wir den herumgejagten Germanen eine Verschnaufpause gönnen.

Zur Visurlinien-Debatte

Ein zäher Kritiker aller Gedanken zwischen Velikovsky und Däniken war Edwin C. Krupp [Hg. 1980: *Astronomen, Priester, Pyramiden. Das Abenteuer Archäoastronomie*; München].

"Das Problem bei der Ley-Hypothese ist, daß sie nicht deutlich formuliert ist. [...] Um korrekt zu sein, muß man eine Ley-Line definieren. Welche Merkmale sollen als Kennzeichen gelten und warum? Welche Mindestzahl von Kennzeichen ergibt eine Linie? Wieviele Linien könnten gezogen werden, wurden aber nicht gezogen? Woher wissen wir, welche Linien wichtig sind und welche nicht? Welches Maß von Wahrscheinlichkeit wollen wir für Zufallsanordnungen ansetzen? Schließlich - welche Modellvorstellung gilt für Gebrauch oder Bedeutung von Leys? Hier könnte eine gesunde Hypothese Tests angeben, die zur Bestätigung oder Widerlegung einer Theorie dienen sollten. Es erübrigt sich zu sagen, daß die Ley-Jäger sich weder voll diesen Fragen zugewandt, noch sich selbst dieser Disziplin unterstellt haben. Sollte es dazu kommen, werden sie von der Forschung auch beachtet werden. [...] Es könnte so scheinen, als ob Alexander Thoms megalithische astronomische Observatorien mit ihren weit entfernten Peilmarken uns gefährlich dicht an eine Anerkennung der Existenz von Ley-Linien heranführen könnten. Aber die Ähnlichkeit zwischen Ley-Linien und astronomischen Visierlinien ist irreführend. Diese beiden Ideen mögen nebeneinander herlaufen, aber keine beweist die Existenz der anderen. Wenn sich bei einer Ley-Linie eine astronomische Bedeutung herausstellt, so wird dadurch weder die Ley-Hypothese noch die astronomische Hypothese bestätigt. Es kann sich bei der einen oder bei der andern um Zufall handeln. Wir können fragen, wie eine anscheinend so bedeutsame Kombination durch Zufall zustandekommen kann; aber Zufallsereignisse spielen im Verhalten des Universums überhaupt eine führende Rolle" [256f].

Krupps Gedanken zur notwendigen Definitionen einer These sind wichtig und richtig. Sie geben aber klar zu erkennen, daß sie ihm nur als Vorwand dazu dienen, den gesamten Komplex ins Esoterische abzuordnen. So deckt er unfreiwillig auf, daß 'wissenschaftliche Forschung' trotz aller respektablen Arbeit, selbst der von einem "in der Welt führenden Archäo-astronomen, Professor Alexander Thom, jetzt Emeritus der Universität Oxford" [9], keinen Grund für eigene Arbeitshypothesen sieht. Offenbar müssen auch hier 'die Außenseiter' erst die gesamte Arbeit gemacht haben, bevor sie von Forschern kruppschen Kalibers vereinnahmt werden könnte.

Ganz offensichtlich hat er obendrein Angst, daß der Gedanke zu den Ley-lines fruchtbar sein könnte, sonst würde er nicht davon sprechen, daß manche Untersuchungen schon "*gefährlich dicht* an eine Anerkennung" heranführen könnten. Sein Zurückweisen und sein Abwiegen mit Hilfe der Zufallsergebnisse ist natürlich Nonsense. Zufälle im unbelebten Universum mit Übereinstimmungen gleichzusetzen, die allein vom menschlichen Verstand ausgegangen wären, würde die Gestaltung eines Kunstwerks und thermodynamische Zufälligkeiten gleichsetzen.

Dabei sollte das Problem so schwierig nicht sein. Denn nach Krupps eigenen Worten ist "die Grundfrage" einfach die,
"ob die Ley-Linien wirklich ein System bilden und absichtlich zwischen alten Stätten gezogen wurden" [252].

Dafür hat Peter Amann im letzten Heft ein entscheidendes Kriterium hinzugewonnen. Mit den 'sprechenden Bergnamen' (z.B. Sonnwendgebirge) konnte er klarstellen, daß zumindest diese Berge zum Peilen dienten. Wenn dann diese astronomischen Peillinien mit einer Vielzahl von Kulturdenkmälern bestätigt werden, dann ist der Zufall in seine Schranken gewiesen. Natürlich müssen nun weitergehende Prüfmöglichkeiten überlegt werden - etwa die Mindestzahl der liniendefinierenden Merkmale oder die Frage, ob es ausschließlich astronomische Visurlinien geben könnte - aber eine wissenschaftliche Behandlung ist ermöglicht. Und es ist auch klar, daß man sich mit Visurlinien beschäftigen kann, ohne deshalb atlantische Fernkräfte, tellurische Energien und das Fliegen fördernde Drachenströme zu bemühen. Angst vor ungebundenen Denkern muß nicht gleich ganze Forschungsbereiche prophylaktisch in die Unseriosität abdrängen.

'Karolingische' Torhallen und das Christentum

Rings um Lorsch und Frauenchiemsee

Heribert Illig

Frauenchiemsee

Bis 1961 war Frauenchiemsee ein ebenso unbedeutendes wie idyllisches Inselchen im 'Bayerischen Meer'. Zwar gab es Berichte von uralter Klosterkultur, aber was zu sehen war, gehörte nicht zu den Rarissima Bayerns. Noch 1928 wurde die heute stehende Klosterkirche der Zeit um 1200 zugeordnet [Karlinger 32].

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzten erste Veraltungsversuche ein. 1957 sollten die Untergeschosse des vereinzelt stehenden Glockenturms vielleicht auf die Jahrtausendwende zurückweisen [Reitzenstein 206]; die Benediktinerinnen-Klosterkirche St. Maria schien noch älter zu sein:

"Das 10. Jh. zeitigte den ersten nachweislichen Münsterbau: 3schiffige, flachgedeckte Basilika mit östl. Apsisrund. Damit war der heutige Umfang vorgezeichnet" [Reitzenstein 206].

Die übrigen Gebäude waren kunsthistorisch rasch abgehakt:

"**Klosterbauten** 1730. Unbedeutend, doch reizvoll als Gruppe.

Torkapelle St. Michael und St. Nikolaus. 12./13. Jh. Über der Durchfahrt rechteckiger Kapellenraum mit eingezogenem, quadratischem Chörlein. Gemälde an der Altarwand: Lehrender Christus, um 1250" [ebd. 206; Hvhg. von Reitzenstein].

All das änderte sich von Grund auf, als Prof. Vladimir Milošević von 1961 bis 1964 ausgedehnte Ausgrabungen und Bauuntersuchungen durchführte. Vorausgegangen war ein aufsehenerregender Zufallsfund. Vom Speicher des *Münsters* konnte man in die 'Taschen' des gotischen Gewölbes hinabsehen. Sie waren zwar teilweise mit Schutt gefüllt, ließen aber trotzdem an einer Stelle einen Heiligenschein erkennen, Hinweis darauf, daß sich im Schutz der tieferziehenden Gewölbe noch Reste ursprünglicher Wandmalerei erhalten haben konnten. Nun legte man eine ganze Reihe freskierter Köpfe frei, Fragmente einer umfassenden Ausmalung mit einstmals über zwei Meter hohen Figuren.

"Die Malereien waren nach dem ersten Eindruck durch den Münchner Ordinarius für Kunstgeschichte Hans Sedlmayr in die Karolingerzeit datiert worden. Nach der endgültigen Freilegung und Reinigung wurde diese Einordnung allerdings revidiert und eine Datierung in die Zeit um 1130 vorgenommen und ausführlich begründet" [Dannheimer 7].

Hans Sedlmayr, durch seine beiden Bücher '*Die Entstehung der Kathedrale*' und '*Verlust der Mitte*' auch einem breiteren Publikum bekanntgeworden, hatte also sofort versucht, Verbindung zu den karolingischen Reminiszenzen dieses Klosters zu schlagen. Sein vergeblicher Versuch bestätigte immerhin, daß man auch Fresken der Karolingerzeit und des 12. Jhs. miteinander verwechseln konnte. Er korrigierte sich dann selbst, indem er die spätantiken und byzantinischen Komponenten der Fresken der Zeitspanne 1130-40 zuordnete [Dannheimer 56f]. (Im Schutt gefundene Freskoreste wiesen überdies darauf hin, daß hier auch ottonisch gemalt worden war [Benker 10].)

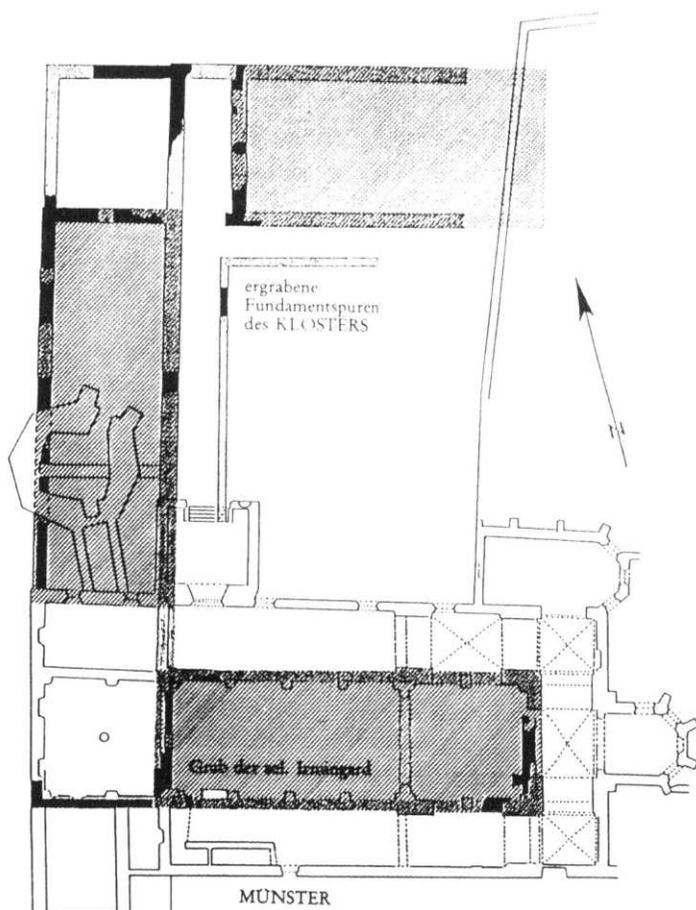
Nun wurde auch die *Torhalle* genauer untersucht, die damals Chiemseemalern als Atelier diente. Als sich im Obergeschoß, also in der Michaelskapelle ebenfalls Fresken zeigten, gab es keine Hemmungen mehr beim Veralten. Im ersten Überschwang entschied man sich für "eine agilolfingische oder karolingische Königshalle", für "die Zeit von 780 bis 850" [Schindler 52]. Damit war der angeblichen Gründung durch Tassilo III. (s.S. 251) Rechnung getragen, aber auch dem Umstand, daß die Fresken zum Abschluß der Baumaßnahme aufgemalt worden sind und Stilrelikte aufweisen, die "noch vor dem bewegten, nervös-unruhigen Stil der späten Karolingerzeit [nach 820]" einzuordnen sind [Schindler 76].

O. Demus und K. Lobbeday plädierten dagegen für einen Ansatz in ottonischer Zeit, also in das Jahrhundert zwischen 919 und 1024. Hans Sedlmayr sprach sich wiederum für karolingische Zeit aus, exakter für 860/65 [Dannheimer 15]. Die C¹⁴-Datierung eines Gerüstbalkens ergab 880 ± 50, was Sedlmayr stärker stützte und den Bau des bislang "12./13. Jh." (s.o.) plötzlich in einen viel älteren verwandelte. Derzeit wird er auf 860 datiert [Dannheimer 115].

Konsequenterweise wurden nun auch *Bauteile am Münster* veraltet. Seitdem entstammt jenes Tympanon des Nordportals "wohl der späten Karolingerzeit" [Dannheimer 14], das bis 1961 noch dem 13. Jh. zugeschrieben worden war (s.o.). Auch das Portal selbst rückte in neues Licht. Hieß es früher:



Vikarhaus „Zwischenbau“ TORHALLE



Grundriß der Klosteranlage auf Frauenchiemsee. Schraffiert die 'karolingischen' Bauten, darüber das heutige Münster und der Campanile. Der Abstand zur Torhalle ist reduziert [Grundriß nach V. Milošević; Dannheimer 1995, 10].

"Die Tür trägt ein interessantes Beschlagwerk aus dem 15. Jh., dem ein bronzenener Löwenkopf der voraufgehenden roman. Türe beigegeben ist" [Reitzenstein 1957, 206],

so war 1981 aus dem romanischen ein spätkarolingischer Löwenkopf geworden [Mende]. Obendrein zeigt ein Steinbalken aus italischem Marmor einen Muschelfries, wie er aus der Kirche von Müstair bekannt ist [Dannheimer 13]. Diese Kirche gilt ebenfalls als karolingerzeitlich, zumal dort die berühmte Stuckfigur von Karl d. Gr. zu finden ist [vgl. Illig 1996b, 15]. Das Münster durfte weiterhin im späten 11. oder frühen 12. Jh. gebaut worden sein, aber man witterte nun uralte Anfänge:

"Darüber hinaus lassen das Fehlen irgendwelcher vom heutigen Bau abweichender älterer Fundamentreste sowie die unveränderte Lage des Sarkophags der 866 beigeetzten sel. Irmengard am Fundament des südwestlichen Mittelschiffpfeilers die Vermutung zu, daß der Grundriß des bestehenden Gotteshauses (wie die jetzt in der Torhalle bzw. in der Kirche von Gstadt aufbewahrten Fragmente einer Chorschrankenanlage) der karolingischen Epoche (9. Jh.) angehört" [Benker 6].

So entstand die These, daß die Fundamente aus der Zeit vor 866 stammen und mehr als 200 Jahre später auf ihnen eine exakt gleichgroße Kirche erneut errichtet worden ist [Schindler 51; Dannheimer 11].

Doch diese steile Treppe in die Vergangenheit reichte nicht nur bis zu den Spätkarolingern, sondern bis zu den Agilolfingern (siehe nachstehendes Tableau). Denn man hatte nicht nur Mauern und Fresken, sondern es

Klosterkirche

Bau um 1200 (1928)

Vorläuferbau 10. Jh. (1957)

Fresken karol. (1961)

Fresken von 1130 (1966)

Tympanon 9. Jh. (1995)

Muschelfries 9. Jh. (1995)

Vorläuferbau vor 866 (1963)

Flechtwerke vor 788 (1963)

Flechtwerke um 1000 (HI)

Vorläuferbau 10. Jh., Bau 12. Jh. (HI)

Klostergründung Frauenchiemsee um 600

Torhalle

12./13. Jh. (1957)

Fresken agilolfisch, vor 788
oder karolingisch (1963)

Fresken 780-850 (1966)

Fresken 919-1024 (1966)

Fresken 860/65 (1966)

Fresken 860 (1995)

1030-50 (HI)

"sei hier der Fund zweier bauplastischer Fragmente angeführt, die dem späteren 8. Jahrhundert, d.h. der Zeit Tassilos [748-788], zuzurechnen sind. Es handelt sich dabei um eine Chorschrankenplatte, deren Ornamentik deutliche Beziehungen zur Kuppel des Tassilokelches aufweist, und um eine Ziegelplatte mit einem Löwengreif, der in sehr ähnlicher Stilisierung an den Tassiloleuchtern in Kremsmünster vorkommt" [Schindler 49].

So war eine Kirche des 8. Jhs. nachgewiesen und eine Veralterung von 400 und mehr Jahren erfolgreich zu Ende gebracht. Bevor wir die aktuellen Datierungen hinterfragen, betrachten wir die zweite 'karolingische' Torhalle.

Die Torhalle zu Lorsch

Nach Karls Pfalzkapelle in Aachen kommt rangmäßig in der 'offiziellen karolingischen' Bausubstanz die Torhalle des Klosters Lorsch, "einziger vollständig erhaltener Überrest des einst bedeutendsten und hoch berühmten Reichsklosters" [Adam 40]. Die Urkunden geben vor, wesentliche Details zu tradieren:

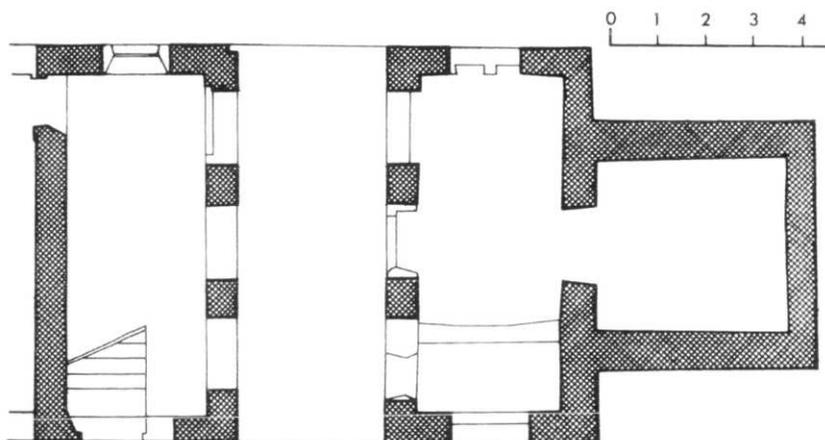
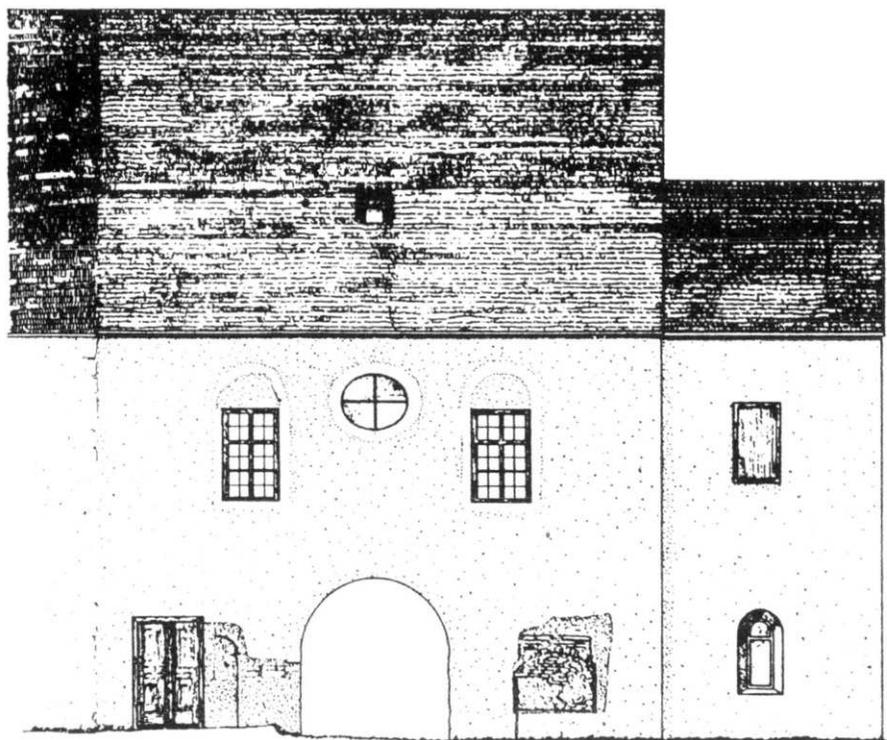
"Das 764 gegründete Kloster kam 772 unter den Schutz König Karls des Großen und wurde damit Reichskloster, an dessen Entwicklung und Schicksal das Herrscherhaus regen Anteil nahm. Spätere karolingische Könige bestimmten Lorsch zu ihrer Grablege" [Adam 40].

Deshalb ging man in noch urkundengläubigeren Zeiten - vor dem 2. Weltkrieg - gleich zur psychologischen Interpretation über:

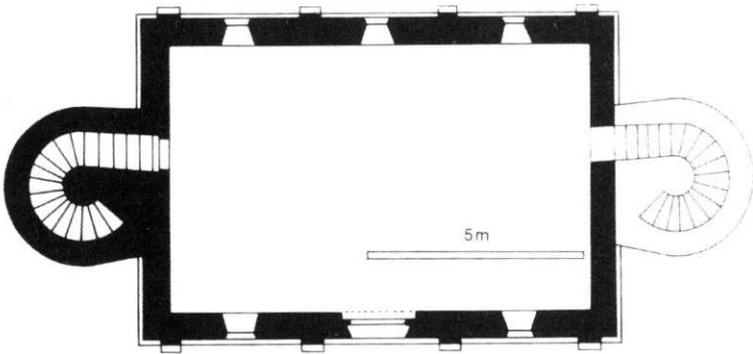
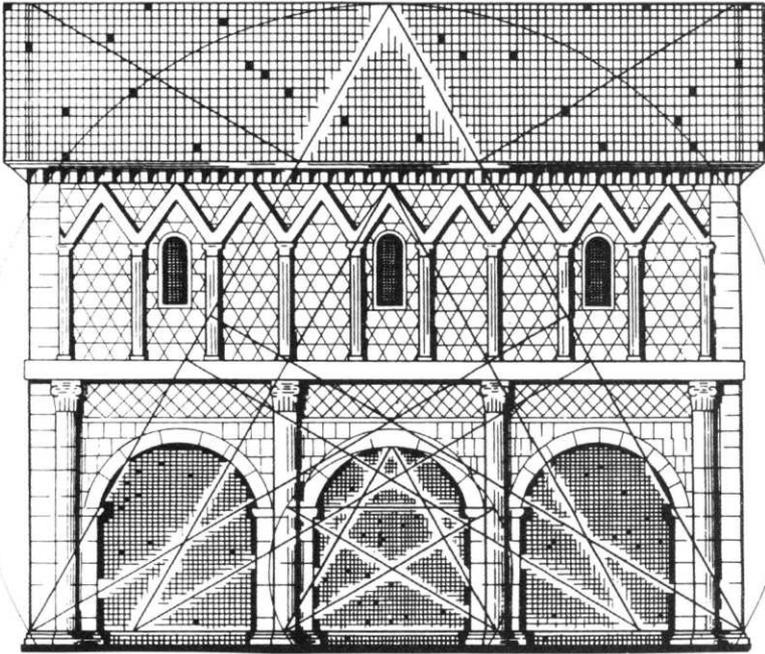
"Wir wissen, daß am 1. September 774 die Kirche des Klosters durch Erzbischof Lullus von Mainz geweiht wurde, und zwar in allerfeierlichster Form in Gegenwart Karls des Großen und seiner Gemahlin Hildegard. Gewiß, die Mönche hatten allen Grund, den mächtigen Frankenkönig, der ihnen im Jahr vorher die reiche Heppenheim-Mark geschenkt hatte, mit allen Ehren zu empfangen. Aber war Anlaß zu diesem Triumph?" [Walbe A/w/ro 21; so schon 1936]

Heinrich Walbe spricht dann über den Kampf Karls gegen die Langobarden und für den Papst und kommt [ebd] zu dem Schluß:

"Wenn es wirklich so ist, daß damals zu Ehren Karls, des mächtigen Frankenkönigs, des neuen Schutzherrn der Römischen Kirche, das Tor



Blick von Süden auf die Torhalle von Frauenschimsee. Zustand um 1960, noch ungeöffnete Doppelfenster seitlich der Durchfahrt [Dannheimer 1995, 17].



'Torhalle' von Lorsch in der Vermaung von Albrecht Kottmann: Dach auf ur-sprngliche Hhe reduziert, ohne zugehrige Treppentrme [Kottmann 21]; Grundri des Obergeschosses, ein Treppenaufgang noch original [Winterfeld 24].

errichtet wurde — und es ist nichts, was gegen diese Zeitansetzung spräche —, was für ein Denkmal haben wir dann vor uns! Ein Denkmal, nur als Denkmal errichtet. Ein Denkmal, das die Erinnerung festhält an die Bindung des deutschen Königtums mit dem Papsttum und an die Eroberung Italiens. Ein Tor, das uns geradezu die Geschichte des Mittelalters öffnet."

Nüchterner, doch ganz ähnlich sah es Ernst Adam noch 1968:

"Für den Einzug des König zur Weihe wurde wahrscheinlich die zweigeschossige Torhalle in Erinnerung an römische Triumphbogen errichtet. Das kleine, reichverzierte Bauwerk ist von höchster kunstgeschichtlicher Bedeutung, eine Inkunabel frühmittelalterlicher Architektur, einzigartig unter den erhaltenen Denkmälern" [Adam 40].

Noch 1991 muß es letzte Vertreter dieser Karlsthese gegeben haben, sonst wäre folgender Satz nicht vorstellbar:

"Man wird von der liebgewonnen[en] Vorstellung eines die »Torhalle« durchschreitenden Karls des Großen Abschied nehmen müssen, was in der Presse auch die größte Reaktion fand" [Jülich 8].

Mittlerweile nagt nicht nur der Zahn der Zeit an dieser Inkunabel, sondern auch der Zweifel an ihrer Datierung bei 774 [vgl. Illig 1996b, 268]. Beim interdisziplinären Symposium 1991 waren die Grenzen klar gezogen:

"So wurde die Frühdatierung der »Torhalle« [ins 8. Jh.] fast einhellig von den verschiedensten Disziplinen abgelehnt" [Jülich 8].

Dethard von Winterfeld bietet 1993 folgende Überlegung:

"Man nimmt an, daß sie vor 888 entstanden ist und Gedanken der *renovatio imperii* Karls des Großen spiegelt, die in seiner Krönung zum römischen Kaiser gipfelten. Neuerdings hat man sie jedoch in Verbindung mit der *ecclesia varia* gebracht (= bunte Kirche), die zwischen 876 und 882 östlich angefügt wurde und von der Spolien mit gewissen Ähnlichkeiten zu den Schmuckformen der Torhalle erhalten sind" [Winterfeld 24].

Die Zweifel verstärken sich, je mehr man sich mit der Torhalle beschäftigt. So hinkt der Vergleich mit den Triumphbögen, denn die römischen Bauten haben immer einen hervorgehobenen Mittelbogen. Die gereimte Bogenstellung erinnert eher an italienische Kirchenvorhallen der Romanik, bei denen bis zu fünf gleichhohe Bögen aneinandergereiht werden. Außerdem fehlen

die charakteristischen Tonnenwölbungen: Die beiden dreibogigen Arkadenwände begrenzten ursprünglich einen flachgedeckten Raum. Das Obergeschoß birgt einen einzigen rechtwinkligen, wiederum einst flachgedeckten Raum. Der Bau und insbesondere die Reste der 'karolingischen' Wandbemalung, eine antikisch anmutende Scheinarchitektur, gaben Anlaß für vielfältige Interpretationen.

R. Adamy sprach als erster von einer Torhalle, was sich durch die Ausgrabung erledigt hat, zeigte sie doch ein freistehendes Gebäude *innerhalb* der Klostermauern. G. Dehio sah 1923 im Obergeschoß eine Wächterwohnung, was sich durch die Freilegung der Malerei erledigte. Alois Fuchs erkannte 1928 auf eine Königshalle, was Friedrich Behn zwar untermauerte, aber trotzdem im historischen Kontext nicht haltbar ist. Immer wieder wurde auch eine ursprüngliche Michaelskapelle vorgeschlagen, der jedoch die Malerei in keiner Weise entspräche [Merkel 33ff]. Dethard von Winterfeld pflegt 1993 die Vorstellung eines liturgischen Vorbereitungsraumes für die Begräbniskirche. 1991 hat Kerstin Merkel die Nutzung als Bibliotheksraum gut untermauert vorgetragen [Merkel 1993, 35-42]. Christian Beutler hat diese These fünf Jahre später als eigene präsentiert [Beutler 1996]. Die Argumente zugunsten der Bibliothek sind weitaus fundierter als die früheren Vorschläge: Einzige Schwachstelle scheint mir zu sein, daß ein freistehendes Bauwerk zwar gut gegen Feuer geschützt ist, aber Leser und Schreiber mit regennassen Kutten zu den Pergamenten läßt, was in anderen Klosteranlagen gezielt (durch Kreuzgänge) vermieden worden ist.

Immer wieder hat die Fassadengestaltung fasziniert. Zwischen den keineswegs halbrunden, sondern gedrückten Bögen stützen Halbsäulen mit Kompositkapitellen einen Architrav, der nicht wie ein steinerner Träger, sondern eher wie ein ornamentierter Fachwerkbalken wirkt. Auf ihm stehen kleine kannelierte Pilaster, deren ionische Kapitelle flache, profilierte Dreiecksgiebel tragen. Zu allem Überfluß wird der eigentliche Wandcharakter verschleiert: Quadratische, rhombische und sechseckige Steinplatten geben dem steinernen Fachwerk einen *textilartigen Hintergrund*.

Unbestreitbar sind hier spätantike, byzantinische und germanische Elemente vereint. Aber die einzelnen Elemente verweisen keineswegs in die Zeit vor 800. So findet Ernst Adam die Vorbilder der Oberfläche "in der oströmischen, byzantinischen Kunst (Konstantinopel, Tekfur-Serail)" [Adam 40]. Eine Rekonstruktionszeichnung aus dem 19. Jh. bestätigt diesen Ver-

gleich, belegt aber zugleich einen massiven Anachronismus. Denn das Tekfur Sarayi gilt als "das einzige erhaltene paläologische Bauwerk in Konstantinopel". Sein Zweitname "Palast des Porphyrogenetos" bezieht sich nicht auf Konstantin VII. (913-959), sondern auf einen Namensvetter, der zwischen 1261 und 1291 lebte [Mango 277]. Mangels Quellen treibt die Bauzeit haltlos im Strom der Zeit:

"Die Datierung schwankt vom 9. bis zum 14. Jh., neuerdings neigt man zu einer Spätdatierung: 12./13. Jh. (Rice) oder 13. Jh. unter Michael VIII. mit Flügeln aus dem ausgehenden 12. und beginnenden 14. Jh. (M. Chathidakis)" [Hotz 1978, 105].

Lorsch hat demnach keine byzantinische Wurzel, sondern wäre - gleich welche der genannten Datierungen zutrifft - ein um bis zu 500 Jahre zu früh kommender Vorläufer byzantinischer Palastarchitektur.

In eine ganz andere Richtung weist die überaus seltende Reihung von *Dreiecksgiebeln*. Als Parallele wird in der Literatur allein die Turmkirche Earls Barton in Northhamptonshire genannt:

"Trotzdem ist die Gliederung an der Lorsch Torhalle in ein System gebracht, wie wir es kaum sonst wiederfinden. Der Turm von *Earls Barton* ist am ehesten vergleichbar. Von den Formeln der klassischen Antike entfernt er sich noch weiter" [Kubach 30].

Er ist das Paradestück für in Stein umgesetzten Fachwerkbau; ähnlich wie in Lorsch finden wir horizontale 'Balken' und die der Fassade aufgesetzten, gereihten Dreiecksgiebel. Die Datierung dieses Turms ist nicht leicht. Früher konnte er noch im 9. Jh. gesehen werden, doch mit besserem Verständnis für die abendländische Turmevolution wirkte er jünger:

"Zu den frühest erhaltenen Türmen gehört der im 10. oder 11. Jh. entstandene Westturm von Earls Barton" [Adam 39].

Hans Eckstein präzisiert auf die zweite Hälfte des 10. Jhs. [Eckstein 1986, 272]. Wer Lorsch (zu Recht) mit diesem Turm vergleicht, muß einräumen, daß er wesentlich primitiver wirkt als die Lorsch Halle, womit sie zum zweiten Male in eine Zeit nach 1000 verwiesen wird.

Dies geschieht ein drittes Mal, wenn wir die vorgelegten *Halbsäulen* prüfen. Die ottonische Kunst kennt sie noch nicht, entwickelt stattdessen ein System von Lisenen, also von senkrechten Wandstreifen, die nur wenig vorstehen und ohne Basis oder Kapitell auskommen. Die ersten vorgelegten

Halbsäulen finden sich in der Krypta (ca. 1025-1041) und in der Wandgliederung des Speyerer Doms, die für die gesamte europäische Architektur Bedeutung erlangte [Winterfeld 65, 105]. Wir sind damit in die Zeit nach 1030 gelangt, räumlich trennen uns keine 40 km von Lorsch. Daß Speyers *Großquadertechnik* nicht allein in Aachen einen überaus frühen Vorläufer hat [vgl. Illig 1996b, 250], sondern auch in Lorsch [Winterfeld 66], bekräftigt die Datierung von Lorsch in die Zeit nach 1030. Da Speyer die Halbsäule noch nicht am Außenbau bringt, ist Lorsch eher später, zur Jahrhundertmitte zu erwarten. Das wird durch das Wiederauftreten *antiker Kapitellelemente* gerade bei Kölner und Essener Kirchen bestätigt. Die Damenstiftskirche in Essen bringt nicht nur das Aufrißmotiv der Aachener Pfalzkapelle, sondern auch korinthische und ionische Kapitelle [Jantzen 31]. Jantzen hatte Essen wegen Äbtissin Mathilde, einer Enkelin Ottos d. Gr. (971-1011) der Jahrtausendwende zugeschrieben [ebd 29], heute wird das Gewicht auf die Weihe um 1050 gelegt [Kaiser 44; vgl Illig 1996b, 266].

Mit dieser Verjüngung um 180 bis 300 Jahre wird Lorsch, wie schon die Aachener Pfalzkapelle, zu einem salischen Bau des 11. Jhs. Beachten wir nun eine spezielle Wertung der Lorsch Torhalle:

"Obwohl sie am Beginn der abendländischen mittelalterlichen Architektur steht, ist sie schon ein überfeinerter Spätling, ein beinahe dekadentes Gebilde" [Kaiser 33f].

Hans Jantzen hat 'ottonische' Kunst bis etwa 1070 reichen lassen [Jantzen 59], obwohl die Salier 1024 die Herrschaft übernehmen. Er tat dies, weil er einen stilistischen Bruch in der Mitte der Regierungszeit Heinrichs IV. (1056-1106) entdeckte. Lorsch könnte insofern für den Abgang dieser 'post-ottonischen' Epoche, für das dritte Drittel des 11. Jhs. stehen.

Die antikisierende Ausmalung kann zu diesem Datierungsstreit überraschend wenig aussagen. Wir finden in der ottonischen Renaissance, im 11. Jh. wie auch in dem 13. Jh. eines Friedrich II. solche Rückgriffe auf antike Wandmalerei. Freskengeschmückte römische Architektur stand vorbildgebend bis ins spätere Mittelalter noch aufrecht, etwa zu Köln oder Trier. So wurden Teile des römischen Gutshofes in Heidesheim erst im 11./12. Jh. zur Kapelle umgebaut, so sind die Villenanlagen in Tholey, Temmels, Welschbillig, Wintersdorf und Nennig in fränkischer Zeit weiterbenutzt worden [Merkel 25ff].

Die Hauptfrage aber muß sein, warum die schriftliche Überlieferung kein genaues Datum für Lorsch liefern kann [Scholz passim]. Es gibt nur zwei späte Quellen: das zwischen 1170 und 1175 geschriebene *Chronicon Laureshamense* und das um 1320 angelegte *Lorscher Totenbuch*. Wie üblich - so würde Kammeier hervorheben - gehen beide auf dieselben, verschollenen Vorlagen zurück: auf eine "kleine Äbtechronik" und auf ein älteres wie auf ein jüngeres "Wohltäterverzeichnis". Diesen Quellen zufolge ließ Abt Gundeland (765-778) die Basilika bauen und am 1.9.774 in Gegenwart von König Karl weihen. Ob die Kirche damals vollständig ausgeschmückt war (Chronik-Version) oder es (laut Totenbuch) erst unter Abt Helmerich (778-784) wurde, kann offen bleiben. Unter Abt Richbod (784-804) wurde die *ecclesia triplex*, das Dormitorium und die erste Klostermauer gebaut. Dieser Alkuin-Schüler wäre der erste Kandidat für den Bau der Torhalle, doch sie wird weder unter ihm noch sonst in den Quellen erwähnt. Überhaupt fehlen Berichte zum Lorscher Bau für die Zeit zwischen 837 und 951 völlig. Insofern kann die Torhalle auch ottonischer und selbst salischer Zeit zugerechnet werden.

Immerhin ist eine verräterische Panne aufgedeckt worden. Laut beiden Quellen soll zwischen 864 und 876 durch Lorsch ein Kloster auf dem Heiligenberg gebaut worden sein.

"Macht schon die große wörtliche Übereinstimmung [in beiden Quellen] stutzig, so wird die Stelle noch verdächtiger aufgrund der Tatsache, daß Lorsch den sogenannten Heiligenberg erst 882 durch Ludwig III. erhielt und beide Quellen den Bau des Kloster unter Abt Reginbald (1018-1032) noch einmal notieren" [Scholz 69].

Hier wird die gemäß meiner These zu erwartende, verdoppelnde Rückprojektion ganz deutlich.

Zurück an den Chiemsee

Wir können nun auch Frauenchiemsee in die chronologischen Betrachtungen einbeziehen, obwohl v. Winterfeld noch 1993 [24] neben Lorsch gar keine weitere erhaltene Torhalle kennt. Die Torhalle auf Frauenwörth hat jene drei Parallelgewölbe, die man beim Triumphbogenmotiv erwarten müßte. Doch nur das mittlere Gewölbe öffnete sich als Durchgang, während die beiden anderen allein durch die inneren Arkaden zugänglich waren. Drei Parallelgewölbe sind in der romanischen Architektur Europas erst nach

der Jahrtausendwende zu gewärtigen. Die Bruchsteinbauweise wirkt wesentlich provinzieller als jene von Lorsch, so daß dieses 'Tor' noch in der ersten Hälfte des 11. Jhs. angesiedelt werden kann. Die glatt abgeschnittenen Kämpfer, die wir von Aachen kennen [Illig 1996b, 254, 296] und die ansonsten erst nach 1000 auftreten, können diese Datierung stützen. Damit wird das Tor von Frauenchiemsee wieder fast so jung, wie es noch vor 1961 gesehen wurde.

Das benachbarte Frauenchiemseer Münster kann ebenfalls neu justiert werden. Seine Flechtwerkausstattung ist über Tassilokelch und -leuchter dem 8. Jh. zugeschrieben worden. Diese beiden angeblichen Zeugen agilolfischer Kunstfertigkeit konnten wegen anderer Querbezüge bereits in die Zeit um 1000 verbracht werden [Illig 1996b, 134]. Nun rückt auch die Chorschrankenausstattung von Frauenchiemsee in die Zeit um 1000. Dies deckt sich mit meinen zuletzt angestellten Flechtwerksuntersuchungen [Illig 1996c].

Dieselbe Datierung gilt dann - wegen des Muschelfrieses (s.o.) - auch für jenes Münstair, das dank Karlsfigur und 'karolingischer' Malerei bislang dem 9. Jh. zugeschrieben wurde; seine Bausubstanz kann ohnehin genauso für ottonische Zeit stehen. Man sollte hier darauf hinweisen, daß die uns erhaltene 'karolingische' Architektur tatsächlich als Parallelfarm zu ottonischen Bauten gesehen werden kann:

"Denn obwohl es nicht an zahlreich verbindenden Fäden zwischen ottonischer und karolingischer Kunst fehlt, kann das Ottonische doch nicht als unmittelbare 'Entwicklung' vom Karolingischen her verstanden werden, ganz abgesehen davon, daß das Ottonische kunstgeographisch einen eigenen Bereich umfaßt" [Jantzen 160].

Dieser ottonische Bereich hat sein Zentrum in Sachsen, greift zwar auch bis zur Maas aus, ist aber weder nördlich von Osnabrück noch südlich der Donau recht vertreten [vgl. Illig 1996b, 206f].

Man hat nicht ohne jeden Grund Frauenchiemsee immer noch älter machen wollen. Denn natürlich gibt es Quellen, allerdings erstaunlich wenige. Sie künden je nach Betrachtung von zwei Gründungen oder zwei Entwicklungsphasen des Klosters.

"Das Kloster auf der Fraueninsel wurde wie so viele in unserem Land vom letzten Bayernherzog aus dem Hause der Agilolfinger, von Tassilo III., um 770 gegründet und ist damit neben St. Walburg in Eichstätt das älteste Frauenkloster in Bayern und in Deutschland. Zwar berichtet

keine Urkunde von der Gründung durch Tassilo, aber Klöster haben ein gutes Erinnerungsvermögen und wissen vieles, von dem historische Quellen nicht mehr zeugen" [Pörnbacher 4, 6].

Da Erinnerungslücken bei Tassilos Klostergründungen häufiger vorkommen, gibt es bis heute keine zuverlässige Liste seiner Gründertätigkeiten. Die beschworene hauseigene Klostertradition kann über das nachfolgende Jahrhundert nichts berichten.

"Aber es läßt doch aufhorchen, wenn die Klostertradition wie von einer zweiten Gründung im 9. Jahrhundert spricht und wenn etwa auch der Chronikschreiber Veit Arnpeck im 35. Kapitel seiner *Chronica Baioriorum* von 1493 an eine Gründung erst im 9. Jahrhundert denkt:

»Im Jahre 782 nach Christi Geburt wurde am 1. September die Basilika auf der Insel im Chiemsee geweiht und ein Kloster gebaut. Andere aber behaupten, daß dieses Benediktinerinnenkloster Nonnenwerth Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Großen gegründet habe, der 825 nach Bayern gekommen war und dort regiert hat.«

Hier ist dem Chronisten freilich eine Verwechslung unterlaufen: denn dieser Ludwig, der 825 als König von Bayern die Regierung antrat, war Ludwig des Frommen gleichnamiger Sohn Ludwig mit dem Beinamen der Deutsche. Aber Veit Arnpeck fährt dann fort:

»Wahrscheinlicher scheint mir aber doch, daß jener Ludwig das Kloster nur erneuert, vergrößert und besser ausgestattet hat, weil er seine Tochter dort als Äbtissin einsetzte.«" [Pörnbacher 6f].

Diese 'doppelte' Gründung könnte sich jedoch auch schlicht daraus erklären, daß die Nachricht einer tassilonische Gründung dem Kloster auf der benachbarten Herreninsel gilt [Dannheimer 7]. Es ist seit langem zerstört, weshalb Ludwig II. dort sein Versailles beginnen konnte. Früher kannte man nur Klosterreste des Augustiner-Chorherrenstifts aus dem 12. Jh. [Karlinger 32]; seit vielleicht 15 Jahren kennt man auch Konventsreste, die ins 9. Jh. datiert werden [Dannheimer/Dopsch 311].

"Die Überlieferungen aus dieser Frühzeit sind jedoch äußerst vage. Sie stammen zudem meist erst aus chronikalischen Aufzeichnungen des hohen Mittelalters oder gar aus der frühen bayerischen Geschichtsschreibung (Aventin [nach 1534 gedruckt]), ohne daß wir die Originalquellen heute noch kennen.

Für die Mitte des 8. Jahrhunderts sind dann u.a. von Salzburg ausgehende Aktivitäten im Chiemsee erschließbar, die zumindest die Existenz einer Kirche erwarten lassen. Sicher verbürgt sind sodann die Namen von mehr als 130 Mönchen und Nonnen von Chiemsee für die Zeit um 830 durch Eintrag in das Reichenauer Verbrüderungsbuch, nachdem in der gleichen Quelle bereits für die Zeit um 826 ca. 75 Mönche von Chiemsee namentlich festgehalten worden waren. Allen diesen Quellennachrichten haftet jedoch der Mangel an, daß eine präzise Lokalisierung fehlt" [Dannheimer 7].

Die Selige Irmengard

An die Königstochter Irmengard knüpfen sich weitere Traditionen. Man weiß fast nichts aus ihrem Leben. 'Handfest' bekannt ist allein, daß sie noch als Leiterin des Frauenklosters Buchau 857 einen Gütertausch durchführte.

"Die Urkunde über diesen Tausch ist das einzige unmittelbare Zeugnis aus Irmengards Leben. (Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. I, S. 149f.) Dann hört man von ihr erst wieder aus den Totenbüchern der großen süddeutschen Abteien, daß sie als Nonne von Chiemsee am 16. Juli 866, etwa 34jährig gestorben sei.

»16. Juli: Irmingarda, Tochter des Königs Ludwig und Nonne, ist verschieden« heißt es im *Kalendarium* des Klosters St. Gallen, und die *Annalen* des Welfenklosters Weingarten berichten, daß dies im Jahre 866 war. Das ist nun das Eigen- und Einzigartige im Leben der Königstochter Irmengard, daß es so im Verborgenen geblieben ist, vielleicht auch bleiben wollte, und doch verherrlicht wurde in stets wachsendem Maß über die Jahrhunderte hin bis auf unsere Zeit." [Pörnbacher 16].

Selig das, was verborgen ist und doch über ein Jahrtausend verherrlicht wird. Aus dem Wenigen ist immerhin erkennbar, daß die klösterlichen Annalen durchaus in weiträumiger Abstimmung geschrieben worden sind, was die Fachleuten selbstverständlich wissen, aber bei der Debatte um die Möglichkeit einer 'konzertierten Aktion' stets abstreiten (s.S. 275). Das Wenige genügte im übrigen, daß 1928 "der Bavaria Sancta eine neue Selige als Zeugin ihrer großen katholischen Vergangenheit erstanden" ist, wie im Amtsblatt der Erzdiözese 1929 nachzulesen ist. Nachzutragen ist jedoch das

entscheidende Besitztum: das Grab der Sel. Irmengard, das lange genug als verschollen gelten mußte.

War bis 1961 nur der Zinksarg der Erhebung von 1613 bekannt, wurde bei den Restaurationsarbeiten ihr Sarkophag wieder gefunden und als Datierungshilfe für den Münsterbau erkannt.

"In die Substruktion eines seiner Pfeiler war jedenfalls das Grab der sel. Irmengard teilweise schräg eingelassen, das bei den Grabungen erneut aufgefunden worden ist. Dies beweist, daß bereits zum Zeitpunkt ihres Todes ein [gleichgroßer; HI] Vorläufer des heutigen Münsters an gleicher Stelle bestanden hat" [Dannheimer 11].

Identifizierbar war das Grab an einem bleiernen Schriftföfelchen, das bei der Umbettung von 1613 entdeckt wurde. Es stammt aber nicht von der Beisetzung, sondern von einer Graböffnung zwischen 1000 und 1020, die Abt Gerhard von Seeon und Äbtissin Tuta von Frauenwörth vorgenommen haben dürften. Das Föfelchen nennet Irmengard "die über alle Maßen selige Jungfrau". Seltsam sind seine wechselnden Schriften. Die Vorderseite trägt zwei griechische Buchstaben und Worte in Kapitale, auf der Rückseite finden wir ein Distichon in spätkarolingischer Minuskel, gefolgt wiederum von Worten in Kapitale, die auch den Sterbetag, nicht aber das Jahr wiedergeben [Dannheimer 108]. Diese Graböffnung erinnert natürlich an die Öffnung der Karlsgruft durch Otto III., die eine Fiktion sein muß. Bei Irmengard bewegen wir uns exakt in derselben Zeit, wobei das Mißtrauen durch den historisierenden Wechsel bei den Schriften geschürt wird.

Gleichwohl, weil die Weingartener *Annalen* Irmengards Todes für das Jahr 866 registrieren, wissen die Gelehrten, daß die Frauenchiemseer Kirchenfundamente vor 866 einzustufen sind. Seitdem sind auch die oben geschilderten anderen Umdatierungen vorgenommen worden. Wie sagte doch Prof. Friedrich Prinz in einer Rundfunkdiskussion: "Daß da ein großer chronologischer Verschiebebahnhof stattfindet, das kann man sehr leicht feststellen" [Illig 1996a, 116].

Für uns bleibt festzuhalten, auf welch dünnen Fundamenten die bisherige Klosterdatierung balanzieren mußte. Weingarten liegt nicht am Chiemsee, sondern 200 km entfernt bei Ravensburg. Es stammt auch nicht aus 'karolingischer' Zeit: Seine Benediktinerabtei ist erst 1053 errichtet worden, ihre *Annalen* berichten also sicher 300 Jahre nach dem vorgeblichen Tod der sel. Irmengard.

Zur Christianisierung Süddeutschlands

Von Frauenwörth aus lassen sich erste Details der Christianisierung südlich des Limes erhellen. Zunächst fällt auf, daß diese Gebiete vielfach und vielfältig missioniert werden mußten.

- Das römische Germanien und Noricum hatte eine christliche Staatskirche. Dieser Glaube soll in den Wirren verloren gegangen sein. Einzige Ausnahme bildet das Wirken des Hl. Severin in Niederbayern, dessen Strahlkraft aber gegen 475 mit dem Abzug der Christengemeinde endet.
- 496 ließ sich der erste Merowingerherrscher taufen. Damit galten die Franken als von Rom christianisiert.
- Im frühen 6. Jh. steht Baiern (durch Theoderich, 493-526) unter byzantinischem Einfluß. Damals muß sich arianisches Christentum verbreitet haben, das auch die sonstigen Völkerschaften wie Ost- und Westgoten, Vandalen oder Heruler influenzierte. Da Bayern erst 539 vom Frankenreich abhängig wird, kann frühestens jetzt wieder römischer Einfluß auftreten. Mit Herzog Garibald I. (554-594) soll schon der erste bayerische Herzog ein Christ gewesen sein [Dannheimer 76].
- Die irische Missionierung läuft unter dem Iren Columban (ca. 530-615) an. Kurz nach 600 erreicht diese Welle die Alemannen.
- Im frühen 7. Jh. missionieren die Iren Eustasius und Agilus die Baiern; erste Klosterzellen werden gegründet.
- Im späteren 7. Jh. kommen die Iren Kilian, Colonat und Totnan (Mainfranken). Der Katalog zur Kilian-Gedächtnis-Ausstellung hat klar ausgesprochen, daß es von Kilian und seinen beiden Mitmärtyrern keine Spuren gibt, und daß es auch völlig unklar sei, wieso ein Bonifaz diesen schon damals völlig vergessenen Märtyrern ein Angedenken sichern ließ. Es liegen aus Bayern keine frühmittelalterlichen Quellen vor.
- Unmittelbar danach gehen Erhard und Emmeran nach Regensburg, der Rheinfranke Rupert nach Salzburg, der Angelsachse Korbinian nach Freising.
- Im 8. Jh. tritt erst Willibald (Eichstätt) auf; der Angelsachse Bonifaz begründet dann die bayerische Diözesangliederung.

Im Licht der Phantomzeit müssen natürlich die Missionstätigkeiten nach 614 entfallen, genauso wie die Stimme Arbeos von Freising, demzufolge um 700 Bayern bereits ein weitgehend christianisiertes Land war [Dannheimer/

Dopsch 283]. Gleichwohl bleibt der aufeinanderfolgende Einfluß von römischer, arianischer und irischer Kirche erhalten. Nachdem auch der irische Einfluß kein romgerechter war, brauchte es neuerliche Missionierung. Diese wurde nach bisheriger Sicht durch die angelsächsischen Missionare geleistet, nach neuer Sicht durch die Reformklöster Cluny und Gorze, durch jene cluniazensische Reform im 10. und 11. Jh., die ebenso bekannt wie schwer beschreibbar ist [Wollasch passim].

Damit wird nicht zuletzt verständlicher, warum die irischen, im Grunde noch immer keltischen, aber jetzt christlichen Buchmalereien bis ins 11. Jh. reichen, obwohl die irische Kirche sich zwischen 630 und 716 der römischen Osterregel angeschlossen [Richter 95] und damit Rom unterworfen haben soll. Weiter wird endlich klar, warum sich auch germanisch-heidnische Glaubensvorstellungen so zäh bis ins 12. Jh. behaupten konnten (im bäuerlichen Brauchtum natürlich noch viel länger). Dafür gibt es berühmte Zeugen.

San Michele in Pavia wurde 1155 als neue Krönungskirche der Langobarden erbaut. Seltsam genug, daß da noch immer Langobarden virulent gewesen sind, die doch seit ihrer Niederlage von 773/4 nicht mehr auftraten, auch wenn sie 951 erneut besiegt werden und die deutschen Könige des 12. Jhs. noch immer feierlich die eiserne Krone der Langobarden tragen. Aber die Kirchengestaltung muß noch mehr erstaunen. An Fassade und Kapitellen wimmelt es von nordischem Getier, während christliche Motive fehlen. Gäbe es keinen St. Michael an der Fassade, könnte man sich wie in einem heidnischen Tempel fühlen.

Denselben Eindruck vermittelt das *Zürcher Großmünster*. Vor allem sein Kreuzgang bringt zwar unendliche viele Darstellungen, aber ganze zwei, die irgendwie der Bibel zugeordnet werden könnten ('Salomes Tanz' und 'Maria und Anna'). Nirgends ein Kreuz, nirgends eine Passionsdarstellung, nirgends Apostel, Wundertaten oder gar die Auferstehung. Dafür aber Flechtwerk in so reicher Vielfalt, als sollte hier eine Musterkollektion präsentiert werden.

Vor 614 sind sehr wohl christliche Spuren in Süddeutschland anzutreffen. Das gilt indirekt für Relikte, die auf Theodolinde, die Tochter des Baiernherzogs Garibalds I., zurückgeführt werden: die heute in Monza aufbewahrten Kunstwerke und 'ihre' oberitalienischen Kirchengründungen wie Monza und Bobbio. Unmittelbar zu finden sind

"durch Grabungen nachgewiesenen Grundrißspuren frühmittelalterlicher Kirchenbauten Bayerns, deren früheste bis in die Zeit um 600 zurückreichen" [Dannheimer 80].

Wieweit die Grabbeigaben in den Reihengräber dafür sprechen, will untersucht werden. Bislang ordnet man Gräber mit Beigaben nichtchristlichen Franken zu, die man - die Phantomzeit bietet Platz - trotz vielfacher Missionierung bis weit ins 8. Jh. datiert. Gräber ohne Grabbeigaben, allenfalls mit einem Kreuz, gelten zu Recht als christlich und werden ab dem späten 6. Jh. in zunehmender Weise angesetzt. Es besteht kein Zweifel, daß die nicht allzu üppigen Gräberfunde des 7. und 8. Jhs., gerade mangels auch nur relativ datierbarer Beigaben, genausogut dem 6. und 10. Jh. zugeordnet werden können.

Nicht auszuschließen ist, daß die älteste Datierung für Frauenchiemsee eine richtige ist. Der bereits genannte Aventin (= Johannes Turmair, 1477-1534) bringt Eustasius, den Abt des Columban-Klosters Luxeuil, mit der Gründung der beiden Chiemsee-Klöster in Verbindung. Der 'zuständige' Herzog wäre in diesem Falle Tassilo I. (595-610) gewesen. Aventin spricht jedoch 'irrigerweise' von Tassilo II., wie Dannheimer [75] extra vermerkt. Das mag Schlamperei gewesen sein, könnte aber auch mehr indizieren. Die Reihe der baierischen Herrscher ist bekanntlich zwischen 640 und 718 unterbrochen. Die Rekonstruktionen führten zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen. 1877 kennt Hermann Grote [38] überhaupt nur zwei Herzöge dieses Namens: Thassilo I. (591-609) und II. (748-788). Für uns ist sein Thassilo II. in Wahrheit unser Tassilo III., während wir einen Tassilo II. als Mitregenten zwischen 700 und 718 führen [Schrott 241].

Demnach hat Aventin entweder den Abt von Luxeuil von ca. 610 nach 760 verfrachtet, um Tassilos III. Klostergründung zu motivieren, oder er brachte mit Thassilo II. eine Verdoppelung des einzigen real existierenden Tassilo, dem von 595-610, um die Phantomzeit besser mit einem mächtigen Gegner von Karl d. Gr. auszustaffieren.

Dasselbe Phänomen begegnet uns in Kloster Weltenburg an der Donau. Nach dortiger Tradition haben es die Luxeuiler Mönche Eustasius und Agilus gegründet, nach anderer Quellen gilt Herzog Tassilo III. als der Gründer. Eine vermittelnde Position schlägt Tassilo I. als Gründer vor. Leider stirbt dieser 610, während der Luxeuiler Abt Eustasius erst 615 nach Bayern gekommen sein sollte. Insofern wird wie bei Frauenchiemsee vorgeschlagen, Tassilo III. als Neugründer zu sehen [Dannheimer/Dopsch 283].

Sollten aber die Iren vor 614 nach Bayern gekommen sein, wäre klargestellt, daß es sich bei dem Gründer nur um den ersten und auch einzigen Herzog Tassilo gehandelt haben kann.

Literatur

- Adam, Ernst (1968): *Vorromanik und Romanik*; Frankfurt
- Benker, Sigmund/ Bomhard, Peter v. (1994): *Frauenchiemsee*; Regensburg
- Beutler, Christian (1996): "Das Schatzhaus der Weisheit. Die karolingische 'Königshalle' von Lorsch war eine Bibliothek"; in *FAZ* vom 29.6.96
- Dannheimer, Hermann (1995): *Torhalle auf Frauenchiemsee. Geschichte, Kunst, Führer zu den Ausstellungen*; Regensburg
- Dannheimer, Hermann/ Dopsch, Heinz (Hg. 1988): *Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788*; München · Salzburg
- Eckstein, Hans (1986): *Die Romanische Architektur*; Köln
- Grote, Hermann (1990): *Stamtafeln*; Reprint der Ausgabe 1877; Leipzig
- Hotz, Walter (1978): *Handbuch der Kunstdenkmäler. Byzanz · Konstantinopel · Istanbul*; München
- Illig, Heribert (1996a): "Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über zu hohe Ansprüche und leere Zeiten"; in *Zeitensprünge* VIII (1) 107
- (1996b): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1996c): "Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II"; in *Zeitensprünge* VIII (4) 448
- Jantzen, Hans (1963): *Otonische Kunst*; Reinbek (1947)
- Jülich, Theo (1993): *Kloster Lorsch*. Berichtsband zum interdisziplinären Symposium am 12. und 13. November 1991 im Hessischen Landesmuseum Darmstadt; Darmstadt (Schriften der Hessischen Museen)
- Kaiser, Wolfgang (1996): "Romanische Architektur in Deutschland"; in Rolf Toman (Hg.): *Die Kunst der Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei*; Köln
- Karlinger, Hans (1927): *Bayerische Kunstgeschichte. Erster Teil: Altbayern und Bayerisch-Schwaben*; München
- Kottmann, Albrecht (1981): *Das Geheimnis romanischer Bauten. Maßverhältnisse in vorromanischen und romanischen Bauwerken*; Stuttgart
- Kubach, Hans Erich (1986): *Romanik*; Stuttgart
- Mango, Cyril (1975): *Byzantinische Architektur*; Stuttgart
- Mende, Ursula (1981): *Die Türzieher des Mittelalters*; Berlin
- Merkel, Kerstin (1993): "Die Antikenrezeption der sogenannten Lorschertorhalle"; in T. Jülich, 23-42

- Milošević, Vladimir et al. (1966): *Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961 - 1964* (Abhandlungen d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse N.F. 65 A-C); München
- Pörnbacher, Hans (³1992): *Sankt Irmengard. Die Heilige des Chiemgaus*; Weissenhorn
- Reitzenstein, Alexander v./ Brunner, Herbert (1957): *Reclams Kunstführer. Baudenkmäler Band I Bayern*; Stuttgart
- Richter, Michael (1996): *Irland im Mittelalter. Kultur und Geschichte*; München
- Schindler, Herbert (1963): *Große Bayerische Kunstgeschichte. Band I: Frühzeit und Mittelalter*; München
- Scholz, Sebastian (1993): "Die frühe Baugeschichte des Klosters Lorsch im Spiegel der schriftlichen Überlieferung"; in T. Jülich, 65-70
- Schrott, Ludwig (²1967): *Die Herrscher Bayerns*; München
- Walbe, Heinrich (o.J; vor 1945): "Die Torhalle des Klosters Lorsch"; in Ludwig Roselius (Hg.): *Deutsche Kunst. Band II*; Bremen
- Winterfeld, Dethard von (1993): *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms; Würzburg*

Von Wenden und schrecklichen Visionen

Die Mittelalterdebatte wird umfassend

Heribert Illig

Die Debatte um die mittelalterliche Phantomzeit hat die nächste Stufe der Auseinandersetzung erreicht: die Diskussion in und mit einem Dokumentarfilm. Dank des MDR in Leipzig können diesmal die Ansichten von sieben Wissenschaftlern vorgestellt und diskutiert werden; ihnen standen im Film vier Kombattanten gegenüber. Die Debatte wechselte, wie auch die Stellungnahmen zweier weiterer Mediävisten zeigen, von einem mehr allgemeinen und manchmal oberflächlichen Niveau - wer kann schon wegen eines kurzen Statements ein ganzes Buch, dazu noch eine Fülle von Artikeln lesen? - zu viel konkreteren Argumenten. Dementsprechend können auch die Entgegnungen konkreter ausfallen.

Einer gegen alle? Vier gegen sieben

Hier hat sich Klaus Simmering verdient gemacht, der in eigener Verantwortung und auf eigenes Risiko den Fernsehfilm *'Dreihundert Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung'* gedreht hat. Für seinen 30-Minuten-Film (MDR) hat er nicht nur Christian Blöss, Gunnar Heinsohn und Hans-Ulrich Niemitz als Mitstreiter vor die Kamera gebeten, sondern auch sieben Fachgelehrte. Selbstverständlich sind gerade Fernsehstatements mit besonderer Zurückhaltung zu genießen: Wenn Filmaufnahmen von mehr als 20 Stunden auf 30 Minuten zusammengeschnitten werden, ist die Gefahr noch größer als bei Rundfunkinterviews, daß eine komplexe Aussage hoffnungslos verzerrt wird. Insofern dürfen die meisten nachfolgenden Äußerungen nicht auf die Goldwaage gelegt werden.

Prof. Rudolf *Schieffer*, Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* zu München, präsentierte eine 'echte' Karlsurkunde, doch das Bewertungskriterium für 'echt' - eingehender Vergleich mit anderen 'echten' Urkunden - klang zirkelschlußartig [während sein Hinweis auf die hohe Unwahrscheinlichkeit für eine konzertierte Um- und Neuschreibaktion beim Vergleich mit Byzanz nicht mehr trägt]. Prof. Gunnar *Heinsohn* wurde mit Beboachtungen in Armenien eingeführt [vgl. Heinsohn 1996]; er wies dann auf die von Simon Dubnow diagnostizierte "Versteinerung des jüdischen Gei-

stes" im dunklen Mittelalter hin, die erstmals durch Annahme einer Phantomzeit motivierbar ist [vgl. Heinsohn 1991].

Danach wurden Vertreter jener sogenannten Hilfswissenschaften befragt, die nicht nur Pergament gegen Pergament halten. So zeigte der Paderborner Museumsleiter Dr. Matthias *Wemhoff* ein Karlsmünzenfragment, das als Kronzeuge die Datierung der Paderborner Pfalz garantiere. [Er konnte sich nicht vorstellen, daß ganz 'normale' Karlsmünzen auch in späterer Zeit geprägt worden sein konnten]. Auf dem Archäologenkongreß in Leipzig sprach ein Berner Teilnehmer, Dr. B. *Gutscher*, klar aus, daß ein 300-Jahres-Loch "unmöglich" sei, während Prof. Hans-Ulrich *Niemitz* dort betonte, daß sich furchtbarerweise die naturwissenschaftlichen Datierungsmethoden der geisteswissenschaftlich gewonnenen Chronologie untergeordnet hätten. Der Kölner Dendrochronologe Dr. Burghard *Schmidt*, war jedoch überzeugt, daß seine Standardkurve die einstige Abhängigkeit von historischen und C^{14} -Daten längst überwunden habe. Die von ihm per Augenschein demonstrierte Deckungsgleichheit einer Stichprobe mit der Standardkurve konnte nicht überzeugen, wäre aber ohnehin nur mit statistischen Methoden feststellbar.

Der Physiker Dr. Bernhard *Weninger* aus Köln äußerte sich zwiespältig zu C^{14} : Ohne diese Methode insgesamt in Frage zu stellen, sah er noch Messungen in den 80er Jahren als zu ungenau an, um eine 300-Jahres-Lücke zuverlässig auszuschließen; ihm erschienen auch die wechselseitigen Abhängigkeiten der Datierungsmethoden als Problem. In diesem Zusammenhang sprach Christian *Blöss* von zweifelhaften Hilfsmethoden, deren zeitweiliger Einsatz zu rasch in Vergessenheit geraten sei.

Am konkretesten ging es bei den Astronomen zu. Für die Bochumer Professoren *Bergmann* und Wolfhard *Schlosser* sind Sonnenfinsternisse unverwechselbare Individuen. Sie zitierten deshalb Gregor von Tours mit 'seiner' Finsternis aus dem 8. Monat von 590, die heute auf den 4. 10. 590 rückgerechnet wird. Da sie von diesem Datum exakt 300 Jahre weiterzählten, fanden sie erwartungsgemäß keine adäquate Finsternis. Mit den von mir vorgeschlagenen 297 Phantomjahren hätten sie zum 20. 10. 887 ein adäquates 'Individuum' finden können, wie ich demonstrierte. [Diese Koinzidenz soll noch nicht die Länge der Phantomzeit fixieren; dazu müssen weitere Finsternisse geprüft werden.]

Simmering hielt das Urteil über meine These 28 Minuten lang in der Schwebe. Erst sein Schlußkommentar sprach gegen den "vermessenen"

Herausforderer und seine Mitstreiter, die Ungereimtheiten aufgezeigt, aber keine Beweise geliefert hätten. Und schließlich können nicht so viele Wissenschaftler so vieler Disziplinen gemeinsam denselben Fehler gemacht haben. Was zu beweisen war?

Aachen - Spott und Holz

Aachen, einstiges Herz einstiger Frankengröße, blieb vom Streit um die Existenz des frühen Mittelalters und Karls d. Gr. nicht unbeeindruckt. Es traf sich gut, daß dort gerade Vertreter von Hochschule und Stadt ein elf Einzelpunkte umfassendes Aktionsprogramm verabschiedet hatten, das auch eine Vortragsreihe "Uni im Rathaus" vorsah. Am 14. 11. 96 wurde sie von Prof. Dr. Max **Kerner** eröffnet mit dem Vortrag: "Karl der Große - Karl der Fiktive. Wi(e)der die Karlslüge?" Über dieses Ereignis berichteten die *Aachener Nachrichten* am 16.11., weshalb hier Bert Kasties als protokollierender Journalist zu Worte kommt: Karls

"Leben und Wirken war kürzlich von einem bajuwarischen Privatgelehrten kurzerhand und äußer[s]t medienwirksam ins Reich der Phantasie katapul[t]iert worden. Denn Karl habe, so die kühne These, in Wahrheit nie existiert und sei lediglich das Produkt einer überaus raffinierten Geschichtsfälschung.

Karl der Fiktive

Dieser frechen Herausforderung mußte von Aachener Seite angemessen begegnet werden, wofür Max Kerner in jeder Hinsicht die beste Qualifikation besitzt. Und so stellte er seine Erwiderung denn auch unter die griffig formulierte Frage, ob Karl der Große denn tatsächlich nur 'Karl der Fiktive' sein könne.

Mit dieser Formulierung schien Kerner den Nerv des Aachener Publikums genau getroffen zu haben. Denn die neugierige Zuhörerschaft strömte in derartiger Anzahl, daß der Krönungssaal sich füllte, als wolle man den diesjährigen Karlspreis zum zweiten Mal verleihen. Und Kerner enttäuschte die Erwartungen seiner andächtig lauschenden Gemeinde nicht.

Wortgewaltig - wie gewohnt - verwies er die wüste Theorie des Herrn Heribert Illig ins Reich der Augenwischerei und sparte dabei weder an beißender Ironie noch an gelehrigen Ausführungen.

Und vor allem mit letzteren entlarvte er Illigs Behauptung, das Zeitalter

von 614 bis 911 habe auf Grund eines angeblichen Rechenfehlers im gregorianischen Kalender niemals stattgefunden (weshalb wir uns gegenwärtig auch erst im Jahre 1699 befänden!) als fröhlichen Unsinn. Nur ein 'Wirkkopf', ein 'Dr. Seltsam aus Bayern' könne derartiges und anderes krauses Zeug behaupten." [Kasties; nur *fettkursive* Hervorhebungen stammen bei den Zitaten von HI]

Kerners Kehrtwende

Nach dieser Spott-Tirade unter meinem eigenen ursprünglichen Buchtitel brachte Burkhard Müller-Ullrich [M] zum Jahreswechsel für die Sendung *Kultur heute* im Kölner *Deutschlandradio* Herausforderer und Karlsverteidiger per Telefonkonferenzschaltung in direkten Kontakt. Nachdem ich [I] meine These kurz erläutert hatte, leitete Müller-Ullrich mit folgender Frage auf Herrn Kerner [K] über (Wiedergabe ohne sprechspezifische Wiederholungen etc):

M: Was sagt denn die Wissenschaft zu diesen Thesen? [...]

I: [...] Die Wissenschaft hat sich im letzten Jahr sehr angelegentlich mit dieser These beschäftigt. Ich habe Stellungnahmen von weit über einem Dutzend von Professoren, nicht nur Mediävisten, sondern auch Astronomen, Physikern, Dendrochronologen, also Leute, die sich mit der naturwissenschaftlichen Seite dieser Angelegenheit beschäftigen. Die Meinungen sind unterschiedlich; natürlich ist zunächst jeder dagegen, das versteht sich. Manche reagieren unwirsch, manche spöttisch, etliche sind aber auch sehr nachdenklich geworden, als sie von dieser These hörten und diese These einmal im Überblick sich vor dem Auge vorbeiziehen ließen.

M: Mit einem Mediävisten können wir jetzt gleich reden. Am Telefon ist nämlich auch Prof. Max Kerner aus Aachen.

K: Guten Tag.

M: Herr Prof. Kerner. Sind Sie unwirsch oder reagieren Sie spöttisch auf das eben Gehörte?

K: Nein, nein, weder noch. Ich denke, man sollte sich schon damit auseinandersetzen und sollte das über die Ebene der Sachargumente tun, weil das die beste Form ist, sich miteinander auseinanderzusetzen. Und ich würde gerne anfangen mit ein paar Argumenten, ich würde sagen, drei an der Zahl.

Ich nehme das erste, weil Herr Illig das auch gerade gesagt hat: dendrologische Befunde; [sie] hat er auch in der Auseinandersetzung bekommen von Professoren. Die Aachener Marienkirche hat in der Tat eine großartige Kuppel und ich denke, Herr Illig hat diese Marienkirche hervorragend beschrieben. Er steht ja mit großer Bewunderung vor diesem Bauwerk und sagt: Leider ist es aus 24 Gründen viel zu früh, und es muß nicht um 800, sondern um 1100 erbaut sein, weil man das zu der Zeit nicht konnte. In Aachen gibt es seit langem dendrologische Untersuchungen über das Gebälk, das etwa für die Kuppel benutzt wurde. Und diese dendrologischen Untersuchungen beweisen eindeutig, daß das dort verwendete Holz in der Zeit zwischen 780 - da ist eine kleine Varianz drin - bis 820 geschnitten sein muß. Und es ist äußerst unwahrscheinlich, daß man um 1100 Holz benutzt, das in dieser Zeit um 800 geschnitten und gefällt sein muß. Das wäre für mich ein erstes naturwissenschaftliches Argument.

Ein zweites ist die ganze Frage dieser kalendarischen Berechnung. In der Tat gibt es mancherlei Irritationen rund um den gregorianischen Kalender und das, was Herr Illig da sagt, daß uns da drei Tage fehlen, weil Gregor XIII. immer auf das Konzil von Nicäa und weniger auf das Datum 46 v. Chr. nach dem julianischen Kalender orientiert war, weil es immer um die Osterrechnung und weniger um die Differenz zwischen Kalender und Sonnenjahr ging. In der Tat gibt es Irritationen. Nur, es gibt eine ganze Reihe von astronomischen Untersuchungen, die uns die Inkarnationszählung berechnen mit einer kleinen Invarianz. Und diese Inkarnationszählung, daß wir uns also im Jahre 1996 nach der Menschwerdung des Herrn befinden, diese Inkarnationsrechnung hat einmal der Mathematiker und Astronom Johannes Kepler 1613 in einem eigenen Traktat nachzuweisen versucht. Und ein Astronom des 19. Jahrhunderts, ein Berliner Professor, Chronologe und Astronom, hat ein ganzes Handbuch geschrieben. Er heißt Christian Ideler und hat das für den Stern von Bethlehem nachgewiesen, indem er bewiesen hat, daß es eine ganz bestimmte Konjunktion gibt, von Jupiter und Saturn, und hat den auf das Jahr 7 v. Chr. [datiert]. Also es gibt mit einer kleinen Unsicherheit eine Bestätigung dieser Inkarnationszählung, die aus dem frühen Mittelalter beziehungsweise aus der Spätantike resultiert. Zweites Argument.

Drittes Argument sind die Untersuchungen über die Codices bzw. die Schriften, die in den Codices verwandt worden sind. Es geht darum, daß wir heute mit relativ großer Sicherheit sagen können, daß der Einhard, der

der große Biograph Karls d. Gr. ist - wenn es Karl d. Gr. nicht gegeben hat, darf es auch den Einhard nicht geben; für Herrn Illig ist der Einhard ein Autor des 12. Jahrhunderts. Dann muß man sich auseinandersetzen mit den Handschriften, in denen dieser Einhard uns überliefert ist. Es gibt etwa 80 Handschriften, die heute existent sind. Und eine große Zahl dieser 80 Handschriften stammen aus dem 9., aus dem 10. und aus dem 11. Jh., also weit vor der Zeit, in die Herr Illig den Einhard plazieren will. Also mein Befund oder mein Fazit wäre: Ich habe astronomische, ich habe dendrologische, ich habe codicologische Argumente, die ich zunächst einmal Herrn Illig gerne vorlegen möchte, ohne das breite Feld zu benutzen, was wir normalerweise benutzen, [das] der Urkunden und der erzählenden Quellen.

M: Das ist ja nun eine ganze Ladung an Argumenten. Herr Illig, Sie haben zugehört. Wollen Sie gleich darauf reagieren?

I: Freilich. Zunächst möchte ich doch betonen, daß ich die schriftlichen Quellen keineswegs restlos ausschließe. Sondern gerade wenn ich die schriftlichen Quellen ernst nehme, entstehen ja erst die gravierenden Probleme in Bezug auf den archäologischen Befund, d.h. gerade dadurch werden die Schriften dann wieder in Frage gestellt. Aber zu Ihren drei Argumenten. Sie sprechen vom Kuppelgebälk. Ich weiß nur [von] zwei Aussagen. Zum einen ist das Gebälk über der Kuppel abgebrannt, da ist in späterer Zeit mehrmals draufgebaut worden. Und ich habe eine Aussage vom Dombaumeister mir eingeholt, der mir bestätigte, daß es keine Holzreste gibt, die dendrochronologisch sinnvoll zu verwerten wären.

[Meine Antwort auf den Stern von Bethlehem fehlt zum Großteil auf dem protokollierenden Tonband; sie stellte darauf ab, daß kein heutiger Wissenschaftler diesen 'Stern' im richtigen zeitlichen Abstand von uns definieren kann, zumal auch die Mondfinsternis zu Herodes' Tod und die Sonnenfinsternis zu Jesu Tod in richtigem Abstand stehen müßten; s.u.] Diese Rechnungen können Sie natürlich für jeden Zeitraum machen. Man weiß ja im Gegenteil, wie mühevoll es war, in dieser Zeit kurz vor Christus diese verschiedenen Beobachtungen überhaupt unterzubringen, und bis heute sind alle diese Daten umstritten. Die Datierung dieser Geschehnisse und die Deutung ist so schwierig, daß sich daraus kein Beweis ableiten läßt, daß das Ganze 7 oder 4 v. Chr. stattgefunden haben muß.

Und die Schriften schließlich. Die Paläographie ist natürlich für Sie ein eminent wichtiges Kriterium, daß man also die Entwicklung der [Hand-] Schriften usw. prüft. Ich leugne nicht, daß sich eine Abfolge von Schriften

ergibt. Aber es muß natürlich geprüft werden, ob man die bisherige paläographische Entwicklung richtig gesehen hat, ob man die zu Recht im 9., 10. und 11. Jh. ansiedelt oder ob es nicht auch möglich ist, dies in einem späteren Zeitraum zu tun.

M: Heribert Illig, ich nehme also an, Sie bleiben dabei, daß wir heute den 1. Januar des Jahres 1700 haben.

I: Ich möchte doch betonen, daß es nach meiner Rechnung so ist, daß ich aber keineswegs darauf dränge, daß wir jetzt einen anderen Kalender einführen. Das wäre absolut unsinnig.

M: Professor Kerner, es ist ja nicht zu leugnen, daß das Mephistophelische in Heribert Illig darin besteht, daß er nicht nur verneint, sondern auch Zweifel sät. Hat das, was er eben vortrug, bei Ihnen wieder Zweifel erweckt?

K: Nein, der Zweifel ist die Mutter der Wissenschaft, und ich bin gerne bereit, mich auf viele Einzelheiten mit ihm einzulassen. Nehmen wir die Urkundenwissenschaft, das ist für Herrn Illig das stärkste Argument. Gut 300 überlieferte Karlsurkunden haben wir. Von denen sind nach heutiger wissenschaftlicher Einschätzung etwa ein Drittel gefälscht. Und da sagen viele: Wenn da schon einmal ein Drittel gefälscht ist, warum dann nicht die anderen zwei Drittel auch gefälscht? Und da muß ich nun sagen: Eine ganze Wissenschaft, die sogenannte Urkundenlehre, die Lehre der Diplomatik nennen wir das in der Fachsprache, die hat genau festgestellt, was die äußeren und die inneren Kriterien für die Echtheit einer Urkunde sind. Das ist unser natürliches Geschäft, und wenn wir den Zweifel da ausschließen würden, würden wir die Wissenschaft ausblenden.

M: Dann müssen Sie ihm zumindest doch dafür dankbar sein, daß er, indem er immer wieder auf diesen Zweifel insistiert, die Wissenschaft selbst sehr interessant macht. Jedenfalls scheint mir das interessant zu sein, und zumal wenn man von Fälschungen hört, dann spitzt man die Ohren. Ich würde vorschlagen, wir schaffen demnächst noch andere Jahrhunderte ab, das gibt uns Gelegenheit, noch intensiver darüber zu sprechen...

K: Aber 25 byzantinische Kaiser, 50 römische Päpste, die halbe Dynastie der Merowinger, und von den Karolingern bleibt am Ende Karl der Einfältige über. Das ist auch so eine Geschichte. 911 heißt das eine Zäsurdatum für ihn, Karl der Einfältige lebt da gerade noch, den muß er noch ein bißchen existieren lassen [† 929]. Wissen Sie, das ist alles natürlich eine große Zeiträffergeschichte und das Ausradieren von Jahrhunderten, das geht

mir alles zu fix und zu schnell. Den Zweifel, den würde ich gerne übernehmen und die Diskussion um Echtheit und Unechtheit und Wahrheit und Fälschung - jederzeit."

[Soweit diese Sendung vom 1.1. 1997, aufgezeichnet am 29.12. 96.]

Ein hölzerner Ringanker in Aachen

Nachdem ich von dem so seltsam schmeichelnden Vortrag in Aachen erfahren hatte, bat ich am 14. 12. 96 Prof. Kerner um das Manuskript seiner Rede, zumindest um all jene Argumente, die er gegen mich vorgebracht hatte. Nach der Rundfunkaufzeichnung versicherte er mir, meiner Bitte zu entsprechen. Zu meinem Bedauern zwang ihn kurz darauf ein Sturz vom Pferd für viele Wochen aufs Krankenlager. Deshalb erhielt ich erst Anfang März den Quellenhinweis für das ominöse Aachener Holzstück, das auch laut einem Gewährsmann den Gesamtumfang von Kerners Argumentation in seiner Karlsrede dargestellt hatte. Diese Quellenhinweis bringt uns (wieder) zu Ernst Hollstein, dem Konstrukteur der Standardkurve fürs frühe Mittelalter [vgl. Niemitz 1995]. Er hat 1980 die *Mitteleuropäische Eichenchronologie* vorgelegt und dabei auch 13 Proben aus dem Dom zu Aachen eingeordnet. Die 8 Messungen an eichenen Dachschindeln brauchen hier nicht zu interessieren, da sie allesamt ins 13. Jh. verweisen. Die 3 Messungen an den ottonischen Eichenbretter des Kaiserthrons werden uns gleich nach den 'Karolinger'-Hölzern beschäftigen.

Für die Karolingerzeit sollen ein eichener Baumsarg aus dem Aachener Diözesanmuseum, "der bei einer Grabung unmittelbar unter einer karolingischen Schicht gefunden wurde", und ein Holzrest unter der Kuppel bürgen. Sein Endjahr wird mit 759, die Fällungszeit mit 776 ± 10 Jahren angegeben und so kommentiert:

"Nr. 4, eine Probe des hölzernen Ringankers, der unter der Oktogonkuppel der Pfalzkirche eingemauert war, wies so starke Larvenschäden auf, daß eine genauere Datierung der Fällungszeit nicht mehr möglich war" [Hollstein 1980, 45].

Erschwerend kommt die Klassifikation des Holzrestes hinzu: "(-,-,1)". Sie besagt, daß weder eine Aussage über die bei der Bearbeitung verwendeten Werkzeuge (z.b. gebeilt oder gesägt) noch eine über holzphysikalische Verformungen wie Schwund und Trockenrisse möglich ist. Die "1" signalisiert lediglich, daß die Probe als gesägte Scheibe gewonnen werden konnte.

Eigentlich hätten die Dendrochronologen glücklich sein sollen, ein ins 8. Jh. vordatiertes Holz zu besitzen, um mit ihm die ärgerliche Lücke zwischen römischer und romanischer Zeit leichter schließen zu können. Denn diese Holzprobe lag schon parat, als Hollstein seinen langen Kampf um die Brücke zwischen Römern und Romanik begann [vgl. Niemitz]. Warum konnte das Holz dafür nicht dienen?

Da Hollstein es vom Dombaumeister Felix Kreusch bekommen hatte und sich auf dessen Buch [Kreusch 1965] bezog, konnte ich diesem Fund weiter nachgehen. Kreusch äußert sich zu ihm im Rahmen der Schubableitung der Kuppel, die mich ohnehin sehr interessiert. Er hat bemerkt, daß die Tambourmauern des 8-Ecks heute noch senkrecht stehen, während die Schrägtonnen des 16-Eckes nach außen gewichen sind [ebd., 470]. Nachdem die Kuppel, davon unbeeindruckt, weiterhin hält, wird ihr Schub weder von diesen Tonnen noch von den Außenpilastern oder den Schildbögen abgeleitet, sondern zur Gänze von den vier Eisenankern aufgefangen. Kreusch kennt aber nicht nur die Eisenanker [Illig 1997, 255-261, 17. Anachronismus], sondern auch einen "ursprünglich [...] aus 20 x 20 cm starken Eichenbalken horizontal durchziehen[den]" Ringanker:

"Der Eichenholzkranz hat unter den Ankern eine besondere Aufgabe: Durch seine größere Fläche hält er wie ein breites Band das noch frische Mauerwerk besser zusammen als die dünnen 'Fäden' der Eisen, an denen es vorbeiquillen könnte. [...] Als das Mauerwerk zu einer einheitlichen festen Masse getrocknet war, übernahmen die Eisenanker die ganze Wirkung. Der dann überflüssige Holzanker ist im Laufe der Zeit *weggefault*" [Kreusch 1965, 470].

Kreusch hat also nur einen leeren Kanal im Mauerwerk gefunden, den er natürlich nicht rings um die Kuppel aufdecken, sondern nur stichprobenweise erkunden konnte. Trotzdem muß er von dem längst verfaulten Ringanker noch ein Stück gewonnen haben, das Hollstein dann datierte.

Ob dieser schlecht erhaltene Rest von lediglich 56 Jahrringen bei Hollsteins Überbrückung des frühen Mittelalters, die volle zehn Jahre - von 1965 bis 1975, publ. 1980 - dauerte [Hollstein VI, 2], dienlich war, ist der Publikation nicht zu entnehmen. Der Herausgeber versichert zwar, daß das Material "von *jedermann* kontrollierbar und als Dokumentations- und Beweismittel zitierfähig" sei und "unabhängig von archäologischen Vorgaben, nach rein dendrochronologischen Überbrückungen systematisch aufgebaut wurde" [ebd. VI]. Hollstein teilt aber freimütig mit, daß er im 4. Jh.

einen Fehler von 26 Jahren produzierte, weil er einer römischen Jahreszahl mehr vertraut hatte als seinen Holzproben [ebd. 5]. Wir müssen also sehr wohl davon ausgehen, daß zumindest anfangs Jahreszahlen der herrschenden Lehre als Vorgabe dienten. Wann die längste Teilsequenz, 341 Jahrringe eines Balkens der Steinbacher Einhardsbasilika, eingebaut worden ist, wird nicht mitgeteilt [ebd. 5], wohl aber der Umstand, daß das Fälldatum mit der urkundlich datierten Reliquienüberführung korrespondiert [ebd. 7, 121f].

Der dürftige Rest aus Aachens Pfalzkapelle ist allemal zu kurzringig und zu zerstört, um für deren karolingisches Alter zu bürgen. Ihm ist nur innerhalb herkömmlicher Zeitvorstellungen ein Datum zugeordnet worden. Aber mit Sicherheit ist nicht versucht worden, dieses Holz mit der Standardkurve des 11. Jhs. zu vergleichen.

Drei Thronbretter

Kreusch [1958, 96f] informiert uns auch über ungemein frühe C¹⁴-Datierungen, die ein Musterbeispiel für den Kampf um Absolutdatierungen darstellen. Schon 1958 lag eine C¹⁴-Analyse der Universität Heidelberg vor. Sie ergab:

"H288/317 Königsstuhl, Alter 1375 ± 75 Jahre (mittlerer Fehler). Das entspricht etwa A.D. 580 ± 75 ".

Dieses Alter wurde dann zweimal reduziert. Zum einen rechnete man dieses Wachstumsalter in ein Fälljahr um, indem man den Wuchs dieser Eiche auf 200 Jahre veranschlagte; zum anderen wurden noch etwa 50 Jahre verjüngend abgezogen, weil schon damals klar war, daß Holz mit Paraffin künstlich veraltet werden kann. Kreusch bekräftigte diesen Analysenwert mit drei Glaubensbekenntnissen:

Landeskonservator Dr. R. Wesenberg, äußerte spontan: "*Diese Bretter sind Reliquien.*" Es ist tatsächlich *kein Grund länger zu zweifeln, daß die Bretter zur Zeit Karls schon bestanden.*"

[Kreusch schließt eine Erwägung an, ob Karl wirklich auf diesen Brettern gesessen sei.] "Der Holzsitz des Thrones könnte etwa durch den Normannensturm 881 zerstört und mit Holz einer dreihundertjährigen Eiche erneuert worden sein; *an dem Datum von 580 ist ja nicht zu rütteln*" [Kreusch 1958, 96f].

Es ist demnach den Physikern in kürzester Zeit - Libby hatte die C¹⁴-Methode 1947 erstmals vorgestellt - gelungen, absolutes Vertrauen bei den

Historikern zu gewinnen. Wie 'berechtigt' dieses Vertrauen war, zeigte Hollstein 1980, als er die drei Thronbretter untersuchte. Er fand die Endjahre 900, 901 und 920, woraus er auf die Fällungszeiten "n.918", "n.919" und "um 936 n. Chr. (-8, +8)" schloß.

"Diese Bretter stammen daher nicht, wie bisher vermutet, aus der Zeit Karls des Großen, sondern sind wahrscheinlich für die Krönung Ottos I. angefertigt worden. [...] Durch die dendrochronologische Datierung ist daher noch nicht entschieden, ob der [marmorne] Kaiserthron selbst nicht doch auf Karl den Großen zurückgeht" [Hollstein 1980, 45].

So wird überdeutlich, welche unheilige Allianz Radiokarbonspezialisten und Dendrochronologen eingingen, indem sie sich wechselseitig justieren.

Stern von Bethlehem und Paläographie

Die beiden anderen Argumente von Prof. Kerner sind rascher erledigt. Wie ich schon in der Sendung ausführte, gibt es kaum Schwierigeres für die Archäoastronomie, als den Stern von Bethlehem als Phänomen zu verstehen und (samt Mondfinsternis zu Herodes' Tod und Sonnenfinsternis zu Jesu Kreuzigung) zeitlich einzuordnen. Die Unsicherheit geht soweit, daß nur eine Woche vor der Rundfunksendung Prof. Dieter *Herrmann*, Leiter einer Berliner Sternwarte, am Heiligabend 1996 feststellte, daß weder eine Deutung als Komet noch als Supernova noch als Planetenkonjunktion in Frage komme.

"Damit gebe es keine Hypothese, so Herrmanns Schlußfolgerung, 'die alle Widersprüche in sich schlüssig aufzulösen vermag'. Und so kann ich natürlich auch behaupten: Vielleicht ist unsere ganze Suche nach einem Stern von Bethlehem aus astronomischer Sicht nichts weiter als *die Jagd nach einem Phantom*'" [Zehnder].

Kerners Bestätigung dieser Inkarnationszählung "mit einer kleinen Unsicherheit" bestätigt also nur, wie leicht sich Treibsand unter Fundamenten finden läßt.

Kerners drittes, "codicologisches" Argument war nach seiner eigenen Definition unzulässig, wollte er doch das breite Feld vermeiden, das die Mediävisten normalerweise benutzen, nämlich das der Urkunden und der erzählenden Quellen. Wenn Quirin in seinem Standardwerk feststellt,

"die *Diplomatik* ist als Lehre von den Urkunden einerseits mit der Paläographie eng verbunden, andererseits reicht sie intensiver in andere

Bereiche, vor allem der Rechts- und Verfassungsgeschichte als die Paläographie" [Quirin 137],

so wäre es begrüßenswert gewesen, wenn M. Kerner auch sein drittes Argument aus der unübersehbaren Fülle nichtschriftlicher Zeitzeugnisse gewonnen hätte und nicht so schnell wie möglich in den Schutz der Urkunden retiriert wäre.

Frieds grundsätzliche Attacke

Kurz rekapituliert: Prof. Johannes *Fried* ist im Oktober 1995 vom *Historischen Kolleg* für das beste Buch geehrt worden, das ein Fachgelehrter für das breitere Publikum geschrieben hat; bei der Ehrung durch Bundespräsident Herzog hielt er seine Dankesrede unter dem Titel: "Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte". Diese Rede konnten die interessierten Laien in einer gekürzten Fassung am 3. 4. 96 in der *FAZ* lesen, die Fachkollegen erhielten die endgültige Fassung im Oktober 1966 in der *Historischen Zeitschrift* [Fried 1996a; 1996b]. Damit ist eine umfassende Stellungnahme möglich, die über meine früheren Einwendungen [Illig 1996b] hinausgeht.

Es entspricht zunächst ganz und gar nicht Frieds akribischem Stil, daß er auch im dritten Anlauf die von mir vorgeschlagene Phantomzeit mit 350 statt mit 297 Jahren beziffert und den Kern meiner These vollständig verzerrt, wenn er aufatmend konstatiert, daß Karl d. Gr. "kein Produkt einiger, ihre Fehler kaschierender mittelalterlicher Komputisten" sei [Fried 1996b, 310, 315].

Frieds 'Karlsbeweis'

Auch in der Langfassung bringt er kein stringentes Argument gegen mein Thesengebäude vor. Sein einziger Einwand gegen meine These erweist sich bei näherer Betrachtung als Desideratum:

"Die Informationen über den ältesten Sohn Pippins des Kurzen und seiner Gemahlin Berta [also über Karl d. Gr.] begegnen nun tatsächlich gleichzeitig und unabhängig voneinander in eindeutiger Weise in solcher Dichte überall in der Mittelmeerwelt und im Abendland, in England, Konstantinopel, bei den Arabern im Vorderen Orient und in Spanien, in Rom und im Frankenreich selbst, daß seine Existenz zu der

in den Geschichtsbüchern verzeichneten Zeit nicht zu bezweifeln ist. Karl der Große hat gelebt" [Fried 1996b, 314].

Dreifachnennungen wie im Falle von Spanien, Rom und Konstantinopel, die ja wohl auch unter Mittelmeerwelt und Abendland fallen, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese Bekräftigung einen hohlen Kern hat. So berichtet Quirins Standardwerk einen konträren Sachverhalt:

"Zu den *erzählenden Quellen* gehören in erster Linie die Annalenwerke und die Chroniken. Die *Annalen* machen, in ihren frühen Formen zunächst stichwortartig, später, etwa seit dem elften Jahrhundert, ausführlicher, nur Angaben über historische Ereignisse. Die Mönche der *karolingischen* Klöster entwickelten die auf sie überkommene Form besonders. Ihr Berichtskreis bleibt zuweilen örtlich sehr beschränkt. *Man lieh sich die Aufzeichnungen untereinander aus und schrieb sie fleißig ab. So wird es verständlich, daß die Abhängigkeit der Vorlagen voneinander groß ist.* [...] Der sogenannte 'Annalenstil', durch ausdrucksvolle Kürze und Vorherrschaft der Hauptsätze gekennzeichnet, trennt schon rein äußerlich für den Anfänger diese Quellengruppen von den wichtigen *Chroniken*. [...] Das Mittelalter selbst scheidet beide Gattungen nicht immer genau [Quirin 54f].

Sonnenfinsternisse widerlegen unabhängige Quellen

In diesem Abendland, mit seinen Latein schreibenden Mönchen, war ein einheitlicher Sprachraum gegeben, in dem die Informationen quer durch den Kontinent gereicht worden sind. Das ließe sich z.B. mit 'karolingischen' "Verbrüderungsbüchern" zeigen, die über große Distanzen hinweg Ordensbrüder akribisch auflisten (hier S. 253), noch besser ist dies mit den Berichten über Sonnenfinsternisse zu belegen. Robert R. Newton hat sich die Sisyphus-Arbeit angetan, aus sämtlichen mittelalterlichen Annalen und Chroniken einschlägige Berichte herauszufiltern. Diese Suche erstreckte sich laut seiner Kapitel VI bis XV auf England, Irland, Schottland, Wales, Isle of Man, Belgien, Niederlande, Österreich, Tschechoslowakei, Schweiz, Frankreich, Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, Island, Norwegen, Spanien, Byzantinisches Reich und selbst auf das Heilige Land. Für seine astronomische Fragestellung war es von Bedeutung, ob es sich um Originalbeobachtungen oder Kopien handelte. Dazu sein Resümee für Eklipsen von 346 bis ca. 1267:

"Ich prüfte über 2.000 Berichte von Sonnenfinsternissen. **Über zwei Drittel waren so offensichtliche Kopien**, daß ich keine Notizen über sie machte. 629 Berichte stellte ich für weitere Studien zusammen. Von diesen sind, wie ich in den nachfolgenden Kapiteln zeigen werde, **379** vermutlich unabhängig von anderen bekannten Quellen" [Newton 125; Überstzg. HI].

Diese Prüfungen waren astronomischer Art - Abgleich differierender Daten mit möglichen Rückrechnungen - und textkritischer Natur. Wann immer (fast) identische Wortwahl zu verzeichnen ist, kann mit einer dann speziell zu bestimmenden Wahrscheinlichkeit auf eine gemeinsame Quelle oder ein befruchtendes Nacheinander geschlossen werden. Ein Beispiel:

"891 Aug. 8 [...] Referenz: Corbeiensens (ca. 1148 [Kloster Corvey an der Weser]). Unter 891 vermerkt die Quelle: 'Komet und Sonnenfinsternis.' Wie ich den Herausgeber verstehe, hält er dies für einen Originalteil der Annalen. Aber dieser Eintrag ist fast identisch mit dem Bericht 891 Aug. 8 [...] aus der Schweizer Quelle *Sangallensis* (ca. 926 [Sankt Gallen]), den ich in Sektion IX.3. diskutiert habe. Deshalb gebe ich dem Bericht aus *Corbeiensens* den Zuverlässigkeitskoeffizienten 0" [Newton 401; sein Wert für sichere Unabhängigkeit wäre die 1].

In dieser geduldigen Aufarbeitung der Quellen ergibt sich beispielsweise für die *Annales Fuldenses*, die ins Jahr 901 datiert werden, folgende Kurzüber-sicht für ihre sieben Sonnenfinsternisberichte:

- 787 Sept. 16 vermutlich nicht original
- 812 Mai 14 gemeinsame Quelle mit *Annales Laurissenses* [Lorsch]
- 817 Feb. 5 als Sonnenf. berichtet, tatsächlich Mondfinsternis
- 818 Juli 7 gemeinsame Quelle mit *Annales Laurissenses*
- 832 ? ? kann mit keiner Finsternis identifiziert werden
- 840 Mai 5 Originalbericht
- 878 Okt. 29 Originalbericht [Newton 381].

Wir erkennen aus dieser kurzen Liste, daß zwei Klosterchronisten über eine Distanz von 140 km Kontakt hielten und daß ihre Angaben durch heutige Rückrechnungen keineswegs immer bestätigen werden.

Newtons hat also für knapp 60 überlieferte Sonnenfinsternisse lediglich 379 voneinander unabhängige Berichte gefunden, die dann im Schnitt *je-weils viermal* von anderen Chroniken oder Annalen wiederholt worden sind. Das wirft grelles Licht auf die Abhängigkeit der Quellen zwischen Island

und Jerusalem. Genauso klar ist, daß die Chroniken keineswegs permanent-begleitender Berichterstattung entstammen. Dagegen sprechen die vielfältigen, aussagekräftigen Fehler:

"Insgesamt beträgt die Standardabweichung der Sonnenfinsternisdaten in den mittelalterlichen Berichten etwa 30 Jahre für alle Berichte. Wenn die zwei Fehler, die direkt mit dem großen Osterzyklus von 532 Jahren verknüpft sind, eliminiert werden, *beträgt die Standardabweichung ungefähr 3 Jahre*.

Die vorliegende Studie hat sich nur mit den Fehlern bei der Jahresangabe von Finsternissen befaßt. Es gibt aber auch Fehler der Tagesangabe innerhalb der Jahre. Ich habe diese Fehler nicht aufsummiert; sie sind zahlreich, aber sie sind vermutlich nicht so zahlreich wie die Irrtümer bei der Jahresangabe" [Newton 126].

Wenn Jahresangaben am häufigsten falsch sind, ist klargestellt, daß viele Chroniken späterhin geschrieben worden sind. Wenn sogar Fehler enthalten sind, die 533 bzw. 550 Jahre vom richtigen Datum entfernt liegen, so ist eine derartige Chronik eben sehr, sehr viel später geschrieben und wohl auch mit rückgerechneten Daten versehen worden. Nachdem aber etliche Finsternisse berichtet werden, die heute durch Rückrechnung nicht bestätigt werden können, muß offen bleiben, ob sie falschen Rückrechnungen früherer Zeiten geschuldet sind, oder ob die Berichte heute deshalb nicht bestätigt werden können, weil bei unseren Rückrechnungen die Phantomzeit nicht berücksichtigt wird.

Weinfurters Einwände

Mit der wechselseitigen Abhängigkeit der Chroniken erledigen sich auch Prof. Stefan *Weinfurters* Einwände fast von selbst [vgl. Illig 1997, 127f]. Da die Klöster und Kanzleien nachweislich in direktem Kontakt standen, waren die Reisezeiten "über riesige Entfernungen" ganz offensichtlich kein unüberwindbares Hindernis, so daß es auch keiner geradezu "wundersamen Organisation" bedurfte [Weinfurter lt. Illig 1997, 127f]. Dies erinnert uns daran, daß das Frankenreich je nach Problemstellung - ob Heerfolge oder Informationsbeschaffung - unbeherrschbar groß oder klein und handsam wirkt [vgl. Illig 1997, 113]. Die von Weinfurter beschworenen "Tausende von Urkunden", die bei neuer Gesichtssicht allesamt gefälscht werden mußten,

ergeben zudem ein schiefes Bild. Es ist bekannt, daß nur ein kleiner Teil der frühmittelalterlichen Urkunden wirklich Originale ihrer Zeit sind. (Ein Extrembeispiel stellen die langobardischen Königsurkunden dar, von denen allenfalls eine einzige aus ihrer Zeit stammt [vgl. Illig 1993, 50].) Großenteils liegen uns die Urkunden nur in Abschriften aus späteren Jahrhunderten vor. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Schreibearbeiten schon bislang späteren, realen Jahrhunderten zugewiesen worden sind; unsere Auffassungen unterscheiden sich nur darin, daß die herkömmliche Lehre selbstverständlich von Abschriften ausgeht, ohne die Kopierwürdigkeit vieler 'veralterter' Schriftstücke Jahrhunderte später motivieren zu können, während ich erst in diesen viel späteren Zeiten die Erstschriften entstehen sehe.

Islamische Quellen im Einklang mit den christlichen?

Noch ein Wort zu den fraglichen Abhängigkeiten mit islamischen Quellen, die ja laut Fried ebenfalls für unabhängige Berichterstattung bürgen. Der heutige Durchschnittsdeutsche kennt im frühen Mittelalter gewöhnlich nur zwei Jahreszahlen: Karl Kaiserkrönung anno 800 und Karl Martells Schlacht gegen die Sarazenen, 732. Gerade diese beiden Säkularereignisse werden von islamischer Seite nicht bestätigt. So hat man immer wieder darüber psychologisiert, warum die Araber die große Abwehrschlacht "Christliches Abendland contra islamisches Morgenland", bei der nach 'karolingischen Quellen' 375.000 Ungläubige auf der Walstatt bei Tours und Poitiers blieben [Illig 1997, 389], entweder völlig ignorieren oder allenfalls als unbedeutendes Scharmützel streifen. Absolutes Desinteresse ist für jene Gesandtschaften zu erkennen, die zwischen 765 und 831 zwischen Karolingern und Bagdad (Harun al-Raschid), auch wegen der Krönungsgeschenke, hin- und hergelaufen sein sollen. Angelika Müller hat die einschlägige Forschungsgeschichte zusammengestellt und kann nur - Michael Borgolte folgend - konstatieren,

"daß bis heute keine einzige griechische und arabische Quelle über diesen Austausch bekannt ist [Müller 104; Borgolte 15].

Natürlich können spätere islamische Quellen alles mögliche über den großen Karl erzählen, doch derartige Berichte sind keineswegs unabhängig von den christlichen Berichten.

Beunruhigend ist, daß Johannes Fried in seiner dritten Fassung nicht die Beweise für Karl und seine Zeit verstärkt hat, sondern verstärkt versucht hat, mich zu desavouieren. Schon bei der ersten Auseinandersetzung [Illig 1997, 331] mußte festgestellt werden, daß der Historiker Fried in meinem Fall lieber moralisiert als argumentiert. Ihm war es wichtig, die Begriffe "Karlslüge" und "Karlsleugner" einzuführen, die sich unmittelbar zu einem ganzen "Gespinst von Karlsruhen" und in der kommentierenden Presse zum "Lügenbold" auswuchsen. Vor fast einem Jahr warf ich Fried vor, daß er bewußt die Assoziation "Auschwitzlüge" heraufbeschwöre, um meine Thesen zu denunzieren.

Die jetzige Endfassung bestätigt meine anfängliche Einschätzung, geht sie doch auf dem Weg der Braunfärberei entschlossen weiter. Selbstverständlich ist die "Karlslüge" geblieben. Sofort, bei erster Nennung meines Buches, erfolgt nun der Hinweis:

"Zu einem anderen, ähnlich, aber nicht ganz gleich gelagerten Fall vgl. *Horst Fuhrmann*, Der Fall Kammeier und kein Ende, in: ders., Überall ist Mittelalter (wie Anm. 45), 244-251 u. 301" [Fried 1996b, 310].

Fuhrmanns angesprochener Artikel hat einen bezeichnenden Auftakt:

"Tief ist der Brunnen mittelalterlicher Vergangenheit: eine 'Bajuwarische Befreiungsarmee' ruft seit 1993 die Zeit Odilos von Bayern (748) an, als das Herzogtum noch frei war von 'Überfremdung', und verschickt Briefbomben" [Fuhrmann 244].

Im weiteren geht es Fuhrmann darum, wie die "Abwegigkeiten eines offensichtlichen Außenseiters, eine "zweifelloos unsinnige These" in "ideologisch aufgeheizter Zeit" "nationalsozialistischen Beifall" und Zustimmung von den "deutsch-rassistischen Blättern" bekam und deshalb bei der Fachwissenschaft, die "Kammeiers Versuch ablehnte", gleichwohl "Beachtung" fand, weil es sich in den Augen eines Kritikers "um eine delikate Angelegenheit handelt[e]".

Zurückkehrend zu Fried finden wir einen klaren Beweisgang hin zu einem nunmehr erweiterten Schluß, der höchst aufschlußreich ist.

"Eine seriöse Karlsbiographie ist formal nicht anders erdacht als jene '*Karlsruge*' auch."

"Und doch soll das eine '*Lüge*', das andere 'Wahrheit' sein?"

"Wo endet konstruktive Vorstellungskraft und beginnt *destruktive Illusion?*"

"Phantasie und *Phantasie*, vergangene und gegenwärtige, konstruktive und illusionäre, verschlingen sich zum Bund der Geschichte."

"Karl der Große hat gelebt. Die 'Karlsruhe' ist eine in die Irre führende, *unzulässige Illusion*."

"Ein Patentrezept der Wahrheit gibt es nicht. Phantasie bleibt ambivalent. Sie ist ein unabdingbares Erfordernis jeder Wissenschaft und unseres Dasein und, *zur Illusion verkehrt, eine große Gefahr*. Jede Epoche sei unmittelbar zu Gott. So etwa hat Ranke gelehrt. Es mag gelten. Aber die Geschichte ist nur unmittelbar zu dem, der sich ihr zuwendet, und damit zur Gegenwart. Hüten wir uns, beide Unmittelbarkeiten einander gleichzusetzen. Es führte, wie hier, in Deutschland, schon einmal geschehen, *zur Katastrophe*." [Fried 1996b, 311-316]

Fried versucht hier die Scheidung von konstruktiver und illusionärer Phantasie, wie es einst die Schlange versprochen hat: "Ihr werdet sein wie Gott, indem ihr Gutes und Böses erkennt" [Gen. 3,5]. Aus einer diskutablen Sachthese wird ihm die "'Lüge'", die "unzulässige Illusion" und "eine große Gefahr", die sogar "zur Katastrophe" führen könnte.

Allerdings unterbricht Fried die Stringenz durch einen 'göttlichen' Einschub. Man kann lange rätseln, wie man die Unmittelbarkeit einer Epoche zu Gott gleichsetzen oder verwechseln kann mit der Unmittelbarkeit der Geschichte zu ihrem Betrachter. Ebenso kryptisch bleibt die Beifügung "zur Gegenwart". Bewirkt das Zuwenden, daß Geschichte unmittelbar wird zur Gegenwart? Oder kann der Mensch die Unmittelbarkeit der Geschichte nur erringen, wenn er sie als Gegenwart akzeptiert? Vielleicht hätte das Friedell verstanden, der ohne wolkiges Brimborium formulierte: "Die Vergangenheit ist der Schatten, den die Gegenwart wirft" oder noch knapper: "Alle Geschichte ist Gegenwart" [Friedell 1990, 133]. Vielleicht hätte auch Ranke verstanden, wie und warum Fried ihn relativiert hat. Beim Leser bleibt aber nicht dieses raunende Rätseln hängen, sondern der allerletzte 'Katastrophensatz', den Fried nicht der Öffentlichkeit, sondern speziell seinen Kollegen zgedacht hat. Offenbar wollte er sie darauf aufmerksam machen, daß - blasige Unmittelbarkeiten hin oder her, hinauf oder gegenüber - eine Katastrophe drohe, wenn einer so denke wie ich. Was für eine Katastrophe?

Spricht Fried von den Gefahren für unsere Demokratie? Da kann er beruhigt sein. Unsere Demokratie wird gegenwärtig von ganz anderen Elementen bedroht, die ein anarchisches Potential aufbauen, das hoffentlich nur seine Urheber, nicht aber das Staatsganze trifft.

Da Fried aber seine Fachkollegen warnt, geht es wohl eher um das Gefahrenpotential seines eigenen historischen Werks wie dem der heutigen Historiker. Er würde in diesem Fall die eigene Studierstube mit dem Staat verwechseln, gleichwohl könnten sich nunmehr die Kollegen hüten, dieser "unzulässigen Illusion" und "großen Gefahr" schon dadurch Vorschub zu leisten, daß sie sich weitere Gedanken übers frühe Mittelalter machen. Mit diesem Effekt wäre zugleich eine weitere vorstellbare Katastrophe gebannt, die Fried auch gemeint haben könnte. Hat er möglicherweise Angst, daß seine Zunft erneut zuviele politischen Rücksichten nimmt - wie schon einmal in diesem Jahrhundert?

Ich persönlich sehe die eigentliche Gefahr darin, daß Deutschlands oberster Historiker gerade da, wo er warnen will, so schwammig formuliert, als wolle er sich keineswegs festlegen. Nachdem er für die Brillanz seiner Formulierungskunst ausgezeichnet worden ist, läßt sich fragen, warum er hier so mißverständlich sein will.

Fried als Vorkämpfer für eine neue historische Sicht ?

Doch wo Gefahr droht, da wächst das Rettende auch. Fried hat 1996 an einer weiteren programmatischen Schrift mitgearbeitet, bei der es um nichts weniger als um "*Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*" geht. Und dort hören wir nichts mehr von der unzulässigen "'Karlsruhe'" und von dräuenden Katastrophen, sondern ganz andere Töne. Zunächst gibt Prof. Fried selbst einen weiteren Hinweis für das von mir aufgedeckte 'Pilgerschrittverfahren', bei dem im 10./11. Jh. noch einmal entdeckt wird, was im 8./9. Jh. schon selbstverständlich war:

"Herbert Grundmann, der als einer der führenden Repräsentanten dieser Richtung [Kenntnisnahme von Texten, die zuvor ein eher randseitiges Dasein fristeten] genannt werden muß, verwies unter anderem auf die Quedlinburger Annalen als Exempel für einen generellen Trend im ottonischen Reiche, daß 'deutsche Klöster gleichsam *noch einmal von vorn* mit der Aufzeichnung sporadischer Notizen' begonnen und bald 'mehr und mehr Zeitgeschichte' aufgenommen hätten" [Fried 1996c, 51].

Fried bringt hier einen Fund, der sich nahtlos in mein Mittelalterbuch einfügen würde. Das erinnert daran, daß Fried schon in seinem 'Garde'-Artikel mehrere Hintertürchen eingebaut hat, die einen Fluchtweg hin zu einem ganz neuen Geschichtsbild öffnen könnten.

"Ich muß daran erinnern, daß gegenwärtig mit großem wissenschaftlichen Aufwand eine These diskutiert wird, die das Gros der bislang für original überliefert, also unzweifelhaft echt gehaltenen karolingischen, ottonischen und salischen Königsurkunden zu Fälschungen der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erklärt. Unsinn? Irrtum? Oder *der erste Schritt zu grundstürzendem Umdenken?*" [Fried 1996b, 312]

In der *Historischen Zeitschrift* sind nun auch die Quellen angeführt - und sie lassen staunen. Die These stammt von Hans Constantin Faussner, der sie 1986 zweimal vertreten hat. Diskutiert worden ist sie aber in den letzten zehn Jahren offenbar nirgends, sonst hätte der exakte Fried hier eine Zitation angefügt, wie er es auf derselben Seite getan hat, als er über den - uns wohlbekannten - 'Fall Benedikt' spricht, aber hier nach Francis Clark's Thesen einen Band mit neuen Forschungsantworten anfügt [Fried 1996b, 312f; vgl. Illig 1994]. Dasselbe Schweigen folgt einer weiteren Frage:

"Könnten nicht nur diese [Königs-]Urkunden, sondern überhaupt die fraglichen Chroniken und Artefakte Fäden im Gespinnst von 'Karlsruhen' sein? Zumal die berühmtesten aller Annalen, die karolingischen 'Reichsannalen', die - *auch das eine aktuelle wissenschaftliche These* - eine am Hofe Karls des Großen verfälschte Geschichte notierten und die Historiker bis heute in heftige Kathederkämpfe treibt?" [Fried 1996b, 312]

Diese "aktuelle These" von Matthias Becher stammt von 1993, war also damals erst drei Jahre alt, weswegen vielleicht noch keine Diskussion zu gewärtigen ist. Gleichwohl: Wird hier nicht prophylaktisch Material bereitgestellt, um die Priorität im Dorf zu behalten, sprich dem unliebsamen Herausforderer zumindest den ersten Schritt zu seiner Idee abzusprechen? Das passende Motto hätte Egon Friedell bereits 1908 seinem Dichterfreund Peter Altenberg in den Mund gelegt: "Es ist der äußerste Dreck und außerdem ist es von A bis Z von mir" [Friedell 1986, 260].

Patrick J. Geary findet im selben Perspektiven-Buch zu einem ganz neuen Blick auf die Fiktionalität von Quellen, wenn er die Abgrenzung der "'neuen amerikanischen Schule der Sozialgeschichte'" vornimmt:

"Diese [ihre] Arbeiten sind zu einem großen Teil der französischen sozialgeschichtlichen Forschung verpflichtet, unterscheiden sich davon aber sowohl durch die Anwendung anthropologischer Methoden auf die Untersuchung mittelalterlicher Kulturen und Gesellschaften, als auch dadurch, daß sie bestrebt sind, historische Quellen - archivalische ebenso wie narrative - als 'literarisches' Konstrukt, als *verschriftlichte Fiktion anzusehen, durch die ein Weltbild geschaffen werden soll, das mit der spezifischen Wirklichkeit nicht übereinstimmt, die aber diese Wirklichkeit so sehr vorspiegeln, daß sie sie geradezu herbeirufen und existent erscheinen lassen*. Diese Art von Geschichtsbetrachtung ist keine politische, sondern vielmehr, Foucault folgend, eine, die mehr an den (dem sozialen Beziehungsgeflecht innewohnenden) Machtfaktoren interessiert ist als an den formalen Institutionen der Herrschaft." [Geary 1996, 94f]

Hier wird den heißgeliebten Schriftquellen bereits mit gehöriger Skepsis entgegengetreten, die sich vermutlich in nichts von der meinen unterscheidet. Und Fried steht Geary plötzlich in nichts nach:

"Das Thema '*Fiktionalität beim Umgang mittelalterlicher Geschichtsschreiber mit historischen Fakten*' wirkt noch heute auf manch einen Historiker vom Fach wie ein rotes Tuch: man raube ihm den Widukind von Corvey" [Fried 1996c, 54].

Und dann zeichnet Fried eine ganz große Perspektive über fast zwei Jahrhunderte Geschichtswissenschaft und ihre fünf Entwicklungsstufen:

- 1) Handschriftenstudien und kritische Editionen (19. und frühes 20. Jh.);
- 2) Kenntnisnahme von bislang randseitigen Texten (ab 1920);
- 3) Entwicklung der funktionsgeschichtlichen Quellenanalyse;
- 4) Beachtung von Dingen, "die auch mit Hilfe der geistesgeschichtlichen und funktionalistischen Brille nicht zu sehen waren". Unter vielen massenhaft auftretenden Phänomenen nennt Fried sogar Scherben und Pollendiagramme;
- 5) Der wissenssoziologische Zugriff der jüngsten Zeit, der sogar Bildzeugnisse und Kunstwerke einbezieht.

Daraus gewinnt Fried eine ganz neue Innenansicht des alten, wohlvertrauten und gutbehüteten Elfenbeinturmes, der plötzlich nicht nur ein verschlossenes Portal, sondern sogar offene Fenster aufweist:

"Ziehen wir eine Zwischenbilanz: Fünf höchst divergierende Zugangsweisen, die ich als Stufen wachsender Fähigkeit zur Analyse komplexer Sachverhalte, als unterschiedliche Fenster eines Aussichtsturmes begreife, folgten einander. Isoliert genutzt, gewährt keines von ihnen einen annähernden Überblick über das Ganze der Vergangenheitslandschaft; starr lenkt es den Blick in eine Richtung, hält ihn auf ein Segment und eine Horizonthöhe fixiert. Gemeinsam und abwechselnd einbezogen fordern sie hohe Flexibilität, immer neue Orientierung, belohnen aber die Mühe mit Horizonterweiterung. Methodologische Verbindungstrep-pen zwischen den Fenstern erleichtern den Wechsel vom einen zum anderen und erlauben, das jeweils Wahrgenomme[ne] mit den Wahrnehmungen aus allen anderen zu vereinen. Zugegeben, nicht jeder Historiker bewegt sich mit gleichem Geschick über die Stiegen, der eine oder andere stolpert wohl auch, irritiert von der Fülle und Komplexität der Informationen, die er nun vor sich hat, gerät ob dem Hin und Her gar außer Atem und richtet sich erschöpft oder behaglich hinter einem einzigen Fensterchen ein, zufrieden mit der kleinen Welt, die er von dort erkennt. [...] Mißverständnisse, aber auch Fehldeutungen sind unvermeidlich. [...] Ist vielleicht, *eine schreckliche Vision*, die ganze und, gestehen wir es uns ruhig ein, seit den 'Regesta Imperii' für abgeschlossen gehaltene Arbeit der Quellensichtung, weil nur aus einem Fenster gewonnen, von vorne zu beginnen, mit *Konsequenzen für das Geschichtsbild, die noch kaum auszumalen sind?*" [Fried 1996c, 58f]

Fried wagt hier den Blick auf die versteinemde Medusa und tritt perseusgleich an die Spitze jener unerschrockener Gelehrten, die bereit sind, auch das ärgste zu ertragen, nämlich das völlige Umkrepeln ihres Geschichtsbildes. Das ist mutig und ungemein zu begrüßen, hatte er doch noch vor kurzem die Parole ausgegeben: "Die Garde stirbt und ergibt sich nicht" [Fried 1996a].

Hält man aber Fried's zeitlich sich überlappende Veröffentlichungen nebeneinander, zeigt sich eine regelrechte Doppelstrategie. Auf der einen Seite zeigt er meinen geschichtskritischen Ansatz in haselnußbrauner und feuersbrunstroter Beleuchtung, um ihn so weit wie nur möglich auszugrenzen. Auf der anderen Seite setzt er sich an die Spitze des Fortschritts, weil er - scheinbar als erster und einziger - den Gedanken erträgt, daß das Geschichtsbild ganz neu gezeichnet werden muß. Es verrät wendige Ent-

schlossenheit, mit einer einzigen Fußbewegung denjenigen wegzustoßen, der den wirklichen Aufbruch gewagt hat, und zugleich an die Spitze dieser Aufbruchsbewegung zu treten. Hier wäre sogar eine moralische Bewertung statthaft, da es nicht um die Essenz eines Theoriegebäudes, sondern um nur zu menschliches Verhalten geht.

Unverständlich bleibt allerdings, warum Fried nicht gleich noch ein paar weitere Fenster öffnet. Das liegt wohl daran, daß sein simultaner Blick durch fünf Fenster hindurch noch immer zu 95 % auf Urkunden fällt. Da bin ich weiterhin voraus. Bei meinem Vortrag an der Univ.-GH Paderborn [Illig 1996a; vgl. 1996b, 332f] sprach ich über dieselbe Problematik und führte als meine 'Fenster' unter anderem an:

- "Architekturbefund contra Architekturgeschichte",
- "Architekturbefund contra Quellen",
- "Archäologie contra Quellen",
- "Bereitschaft, Axiome als solche zu erkennen",
- "Zuziehung anderer Wissenschaftsdisziplinen".

Erst wenn Fried und die Seinen endlich den verkannten 'Hilfswissenschaften' den ihnen zustehenden Platz einräumen, wird sich der Aussichtsturm vor neuen Erkenntnissen kaum mehr retten können. Ob Elfenbeinturm oder Quellenkuckucksheim - solange sich die Insassen gegen jeden Abgleich zwischen Pergament und steinharter Realität sperren, solange werden sie nur entsetzt und verständnislos beobachten können, wie ein scheinbar festgefügtes Werk zu Staub zerfällt.

Literatur

- Borgolte, Michael (1976): *Der Gesandtenaustausch der Karolinger mit den Abasiden und mit dem Patriarchen von Jerusalem*; München (Münchener Beiträge zur Mediävistik)
- Fried, Johannes (1996a): "Die Garde stirbt und ergibt sich nicht. Wissenschaft schafft die Welten, die sie erforscht: Das Beispiel der Geschichte"; in *FAZ* vom 3.4.1996
- (1996b): "Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte"; in *Historische Zeitschrift* CCLXIII (2) 291-316
 - (1996c): "Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster"; in Otto Gerhard Oexle (Hg. 1996): *Stand und Perspek-*

- tiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 47-72
- Friedell, Egon (²1990): *Kultur ist Reichtum an Problemen*. Extrakte eines Lebens gezogen und vorgesetzt von Heribert Illig; Zürich
- Friedell, Egon/ Polgar, Alfred (Hg. H. Illig, 1986): *Goethe und die Journalisten. Satiren im Duett*; Wien
- Fuhrmann, Horst (1992): "Der Fall Kammeier"; nachgedruckt in H. Fuhrmann (1996): *Überall ist Mittelalter*; München S. 244
- Geary, Patrick J. (1996): "Mittelalterforschung heute und morgen. Eine amerikanische Perspektive"; in Otto Gerhard Oexle (Hg. 1996): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen, 73-97
- Hollstein, Ernst (1980): *Mitteuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte*; Mainz
- Illig, Heribert (1993): "Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte"; in *VFG V* (2) 41
- (1994): "Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes"; in *VFG VI* (2) 20
 - (1996a): "Hat Karl der Große je gelebt?"; Vortrag an der Universität-Gesamthochschule Paderborn am 4. 6. 96 (im Rahmen der Vortragsreihe: 'Spuren der Moderne')
 - (1996b): "Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte"; in *Zeitensprünge VIII* (3) 327
 - (²1997): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kasties, Bert (1996): "Hat Kaiser Karl etwa nie gelebt? Professor Kerner sprach - Erste 'Uni im Rathaus' war ein Riesenerfolg"; in *Aachener Nachrichten* vom 16.11.96 (am 15.11. war der Kurzbericht von "gei" vorausgegangen: "Mit diesem Andrang hat niemand gerechnet")
- Kreusch, Felix (1958): *Über Pfalzkapelle und Atrium zur Zeit Karls des Großen* (Dom zu Aachen. Beiträge zur Baugeschichte IV.); Aachen
- (1965): *Kirche, Atrium und Portikus der Aachener Pfalz*. (Dom zu Aachen. Beiträge zur Baugeschichte IV.); Aachen
- Müller, Angelika (1992): "Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern?"; in *VFG IV* (4) 104
- Niemitz, Hans-Ulrich (1995): "Die 'magic dates' und 'secret procedures' der Dendrochronologie"; in *Zeitensprünge VII* (3) 291
- Quirin, Heinz (⁵1991): *Einführung in das Studium der mittelalterlichen Geschichte*; Stuttgart
- Zehnder, Adalbert (1996): "Absturz eines Deko-Wunders. Ein Berliner Astronomieprofessor bezweifelt, daß es den Stern von Bethlehem wirklich gegeben hat"; in *Süddeutsche Zeitung* vom 24.12.96

Jüngste Reaktionen:

♣ Oktober 1996 *Historische Zeitschrift* - Johannes Fried: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte [Bd. 263, Heft 2, 291-316] ♣
2.1.97 *Neue Revue* - Verrückter Kalenderstreit ♣ 1/97 *Forum Politik-Unterricht*, München - Kurzrezension ♣ 8.2. (und/oder 18.3.) *Hannoversche Allgemeine Zeitung* - Ekkehard Böhm: Wir leben im Jahre 1700 ♣
8.2. Ö1 (Österreichischer Rundfunk) - Kurzhinweis von Walter Klier in 'Diagonal' ♣ 10.2. *Märkische Allgemeine*, Potsdam - Gerold Paul: Leben wir heute im Jahre 1699? ♣ 19.2. *MDR TV* (Mitteldeutscher Rundfunk) - Klaus Simmering: 300 Jahre erstunken und erlogen? Über Zweifel an unserer Zeitrechnung ♣ 5.3. *Nordbayerischer Kurier*, Bayreuth - Die größte Zeitfälschung der Geschichte ♣ März/April *Efodon Synesis* Nr. 20 - Sabine Lippert: "Das erfundene (Früh)mittelalter" - Hat Karl der Große je gelebt? ♣ 14.3. *Wiener Zeitung* - Walter Klier: Der Party-Schrecken ♣
21.3. *Hörzu*, Hamburg - Helmut Reefschräger: Wann war was? ♣ 3-97 *Die Leitplanke*, Lippstadt - Martin Neumann: Das erfundene Mittelalter ♣
27.3. *Die Rheinpfalz*, Ludwigshafen - Andreas Lapos: Aus Karl dem Großen wird Karl der Falsche ♣ 2.4. *Eichsfelder Tageblatt* - Ekkehard Böhm: Wir leben im Jahre 1700 ♣ 4.4. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* - H. Illig (Leserbrief): Frühe Haustein-Kuppel in Aachen ♣ 25.4. Landkreis Starnberg - Mittelaltermvortrag durch HI ♠ Mai/Juni *Efodon Synesis* Nr. 21 - Horst Friedrich: "Erfundenes Mittelalter" zwischen 614 und 911?" ♣
2.5. Wiederholung im *MDR TV* (Mitteldeutscher Rundfunk) - Klaus Simmering: 300 Jahre erstunken und erlogen? ♣ 2/97 *Der blaue Reiter*, Stuttgart - Manfred Matheis, Leif Scheuermann und Siegfried Reusch: "'Der Zeitraffer'. Ein Interview mit Heribert Illig"

Leserbrief aus der Fiktionalität

Der *taz* ist es gelungen, Karl den Großen selbst als Berichterstatter zu gewinnen: *"Ehret den Notstopfen. Deutsche Feierkultur: Morgen wird der Aachener Karlspreis an Roman Herzog verliehen. Aus Aachen Kaiser Karl der Große (Protokoll: Bernd Müllender)"*. In seiner ersten Reportage schrieb Karl am 7.5. eine ganze Seite über die bevorstehende Karlspreisverleihung zu Aachen, die traditionellerweise unserer Jahrestagung an Christi Himmelfahrt vorausgeht. Er verbreitete so viel Insiderwissen über den Sprecher des Karlspreis-Direktoriums und über den durchgefallenen Wunschkandidaten Yedhui Menuhin, wie das nur einer haben kann, der in Aachen allgegenwärtig ist. Sein Schreiben veranlaßte Karl den Fiktiven zu einer Antwort in eigener Sache, die aber der *taz* nicht wohlgefällig war.

Libellus lectorum*

Liebe tazzetInnen,

jetzt staune ich aber: Wie habt Ihr mich als Autor gewonnen, nachdem Ihr schon am 11.9.95 gemeldet habt, daß ich nur eine fiktive Figur sei? Euer Bericht hatte damals ein Nachspiel. Denn zwei Monate später hat Roman Herzog den Preis des Historischen Kollegs, also den feinsten Historikerpreis im ganzen Land, an den Mittelalterforscher Prof. Johannes Fried verliehen. Und warum wohl? Weil der am entschiedensten dagegen ist, daß ich niemals gelebt habe. Das war auch Thema seiner Dankesrede. Wenn der Karlspreis jetzt an Herzog geht, dann ist der kein "Notstopfen", sondern empfängt nur seinen gerechten Lohn.

Inzwischen ist man mir weiter auf die Schliche gekommen, während die von den Professoren beigebrachten Argumente für meine reale Existenz eher dürrtig sind. Mich wundert das nicht.

Aber wenn ich meinen *taz*-Bericht so lese, dann paßt mein fiktiver Charakter mindestens genauso gut zu dem "pompösen Brimbamborium" in Aachen wie mein früher gelehrter Schlächter-Charakter.

Salvete, Euer Karolus fictus**

* Leserbrief ** heißt nicht das, sondern erdichtet, erlogen

Päpstin Johanna ?

Elisabeth Gössmanns Buch - eine Rezension von Heribert Illig

Unter all den dunklen Kapiteln der päpstlichen Kirche ist das angebliche Auftreten einer Päpstin ein besonders 'reizendes'. Seit vielleicht 750 Jahren wird - *horribile dictu* - kolportiert, daß der Stuhl Petri nicht nur einer Frau als Herrschersitz, sondern gewissermaßen sogar als Gebärstuhl gedient habe. Wer mehr als Schauermärchen sucht, mußte zwar nicht gerade auf den alten Leibniz und seine *Flores sparsi in tumulum Papissae* (*Streublumen aufs Grab der Päpstin*) von ca. 1707 zurückgreifen [Gössmann 257], landete aber meist bei Joh. Jos. Ignaz Döllingers *Papstfabeln des Mittelalters* von 1863, die zuletzt 1991 wieder aufgelegt worden sind.

Mittlerweile hat sich eine der großen deutschen Theologinnen - was aus Sicht der katholischen Theologenkollegen kein Lob sein muß - diesem Problem zugewendet. Elisabeth Gössmann gibt im Münchner Iudicium Verlag das *Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung* heraus, und dort als Band 5 ihr eigenes Buch *Mulier Papa. Der Skandal eines weiblichen Papstes. Zur Rezeptionsgeschichte der Gestalt der Päpstin Johanna* [1994]. Der Untertitel hat seine Berechtigung, bringt Gössmann doch gleich eingangs eine erstaunliche Klarstellung:

"Um es kurz und bündig vorweg zu sagen: Alle Autoren, die überzeugt sind, erwiesen zu haben, daß eine Päpstin historisch nicht existiert hat, können nur von einem hohen Wahrscheinlichkeitsgrad dieser Nicht-Existenz sprechen. Aber auch diejenigen, die ein wie auch immer beschaffenes historisches Faktum hinter der legendär verfremdeten Erzählung von der Päpstin vermuten, geht es nicht anders" [17].

Aus diesem Grund bemüht sie sich um einen viel interessanteren Aspekt:

"Diese Rezeptionsgeschichte allerdings bietet ein so trauriges Kapitel der Geschichte des offiziell-christlichen Frauenbildes, daß sie dringend aufgearbeitet werden muß und es sehr zu verwundern ist, wie blind die bisherige Forschung, einschließlich der auf das Existenzproblem fixierten feministischen, inbezug auf dieses Thema gewesen ist. [...] Geht es doch um das unfreiwillige Eingestehen dessen, was wichtige Chronisten und Kirchenlehrer über das Verhältnis von Frau und Öffentlichkeit, Frau und Amt, Frau und geistlicher Macht gedacht und wie sie ihre

Auffassungen begründet haben. Es geht aber auch um das Kapitel »Angst vor der Frau«, das sich in vielen Texten der Pöpstin-Rezeption spiegelt" [19].

Die wohl fröheste Quelle, Jean de Mailly aus der Mitte des 13. Jhs., berichtet lediglich von einer Pöpstin. Martin von Troppau glaubt 1277 in seiner Papst- und Kaiserchronik zu wissen, daß nach Papst Leo IV. († 855) "Johannes Anglicus aus Mainz für zwei Jahre, sieben Monate und vier Tage den Papststuhl innegehabt" habe, daß dieser Johannes in Wahrheit eine hochgebildete Frau gewesen sei, die auf dem Weg von St. Peter zum Lateran ein Kind geboren habe und an der gleichen Stelle gestorben sei [33f]. Im 17. Jh. stöhnte Pater Pagi [245f]:

"Ich bekenne, daß ich mehr als einmahl verhindert und verwirret worden bin, und es mir nach einer langen und beschwerlichen Arbeit unmöglich gefallen, den Anfang und Ende verschiedener Pöpste zu entdecken. (...) hieraus ist zu ersehen, wie schwer es sey, die Zeit=Rechnung der Pöpste herzustellen, welche an verschiedenen Orten verfälschet ist."

"Das folgende Kapitel [von Autoren gegen 1700] nimmt die Pöpste des 9. Jahrhunderts unter die Lupe [...], wo sich die Schwierigkeiten der Datierung »um ein merckliches vermehret finden, theils wegen der Unwissenheit oder Unachtsamkeit derer, so an der Historie dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, und zum Theil wegen anderer Ursachen"

Wir glauben eine dieser anderen Ursachen zu kennen, wie sich natürlich im Licht der Phantomzeit-These der Streit um die Existenz und um "die leidige Datierungsfrage" [244] leicht schlichten ließe. Das ändert jedoch nichts daran, daß diese kritische Rezeptionsgeschichte und -analyse von zunächst 400 Seiten großen Wert besitzt. Er wird noch dadurch gesteigert, daß auf weiteren 530 Seiten als Faksimile 22 deutschsprachige Schriften gebracht werden, die zwischen 1558 und 1786 zu diesem heiklen Thema erschienen sind, so 1741 ein "Hinlänglicher Beweiß, daß ehedessen Eine Weibes=Person ... Den Stuhl Petri würcklich besessen und verunehret habe".

Karlheinz Deschner geht übrigens im fünften Band seiner *Kriminalgeschichte des Christentums* [1996], der das 9. und 10. Jh. behandelt, mit keinem Wort auf die Pöpstin ein, obwohl das Register auch die Namen von "fiktiven, legendären oder gefälschten" Personen enthält, etwa den von einem "Karl I. »der Große«".

Stammbaum der Familie Zöpel

Hellmut Holthaus

Die Zöpels, sagte August Wilhelm Zöpel, müssen ursprünglich von Zöplingen herkommen! Vielleicht hat ihnen das Dorf in früherer Zeit einmal gehört.

Frau Zöpel warf ihrem Mann einen kurzen Blick zu und fuhr im Schalen der Kartoffeln fort. Die Geschichte der Zöpels interessierte sie nicht. Sie war unempfindlich für die Größe der Vergangenheit.

Zöpel aber dachte weiter über die Sache nach. In seinen Augen leuchtete das Feuer der Begeisterung. Entweder, fuhr er fort, haben die Zöpels dem Dorf den Namen gegeben oder umgekehrt. Jedenfalls muß Zöplingen der Stammsitz der Familie sein. Das müßte sich nachweisen lassen!

Frau Zöpel legte auf einen derartigen Nachweis keinen Wert. Sie war ihrem Mann eine gute Frau, aber seine Ahnen ließen sie kalt. Seine familiengeschichtlichen Vermutungen waren ihr seit dreißig Jahren bekannt, denn so lange war sie Frau Zöpel. Jetzt, dachte sie, wird er gleich sagen: Man müßte einen Stammbaum haben.

Herr Zöpel sagte: Man müßte einen Stammbaum haben!

Holen Sie etwas Petersilie, Graf Zöpel, sagte sie.

Er stand seufzend auf. Hier war auf kein Verständnis zu hoffen. Er nahm das Küchenmesser und ging traurig in den Garten, ein Mann ohne Stammbaum.

Dann aber tauchte Herr Kreibenhorst auf. Dieser hatte Verständnis. Kaum hatte er von Zöpels Stammbaumsehnsucht vernommen, als er sich ihrer auch schon annahm. Eines Sonntags nachmittags kam er und sagte: Kreibenhorst, Ahnenforscher! Ich hörte von Ihrem Interesse an der Ahnenforschung. Eine reizvolle Aufgabe, Herr Zöpel, sich um die Aufhellung Ihrer Familiengeschichte zu bemühen! Sie haben einen interessanten Namen, Herr Zöpel, einen der ältesten in hiesiger Gegend.

Kommen Sie herein, sagte Zöpel glücklich.

Ich könnte, sagte Herr Kreibenhorst, einen Stammbaum für Sie machen!

Zöpel atmete tief. Er sah, wie seine Ahnen sich aus dem Nebel lösten, in dem sie sich immer aufhielten, und langsam näher schwebten. Aber, fragte er vorsichtig, es ist wohl sehr teuer?

Nicht so schlimm, erklärte Kreibenhorst. Ich mache es billig. Gewissermaßen mehr aus persönlichem Interesse. Geben Sie mir einige Anhaltspunkte?

Zöpels Kenntnisse reichten bis zu seinem Großvater. Herr Kreibenhorst machte sich Notizen. Frau Zöpel blieb feindselig im Hintergrund.

Zöplingen, sagte Zöpel, ist wahrscheinlich unser Stammsitz.

Das denke ich auch, nickte Kreibenhorst.

Dann ist noch etwas, sprach Zöpel weiter. Ich vermute eine ursprüngliche Verwandtschaft mit den Doppelmeiers. Ließe sich das nicht nachweisen?

Doppelmeiers waren sehr angesehene Leute, die erste Familie der Stadt.

Ein ausgezeichnete Hinweis, sagte Kreibenhorst. Allerdings wird der Nachweis nur zu führen sein, wenn ich bis ins zwölfte Jahrhundert zurückgehe. Das wird natürlich teurer. Sonst wäre ich nur bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückgegangen.

Gehen Sie ins zwölfte Jahrhundert! rief Zöpel.

Gut, sagte Kreibenhorst zuversichtlich. Er hatte schon schwierigere Sachen nachgewiesen, und wenn es von ihm verlangt worden wäre, hätte er sich auch an den Nachweis der Abstammung Zöpels von Fridigern dem Gotenheld gemacht.

Nun, mein lieber Herr Zöpel, sagte er, werden Sie längere Zeit nichts mehr von mir hören. Es handelt sich um eine sehr gründliche genealogische Arbeit. Ich muß von Archiv zu Archiv, muß die Handschriften studieren.

Das sah Zöpel ein. Einen Stammbaum konnte man nicht in acht Tagen machen.

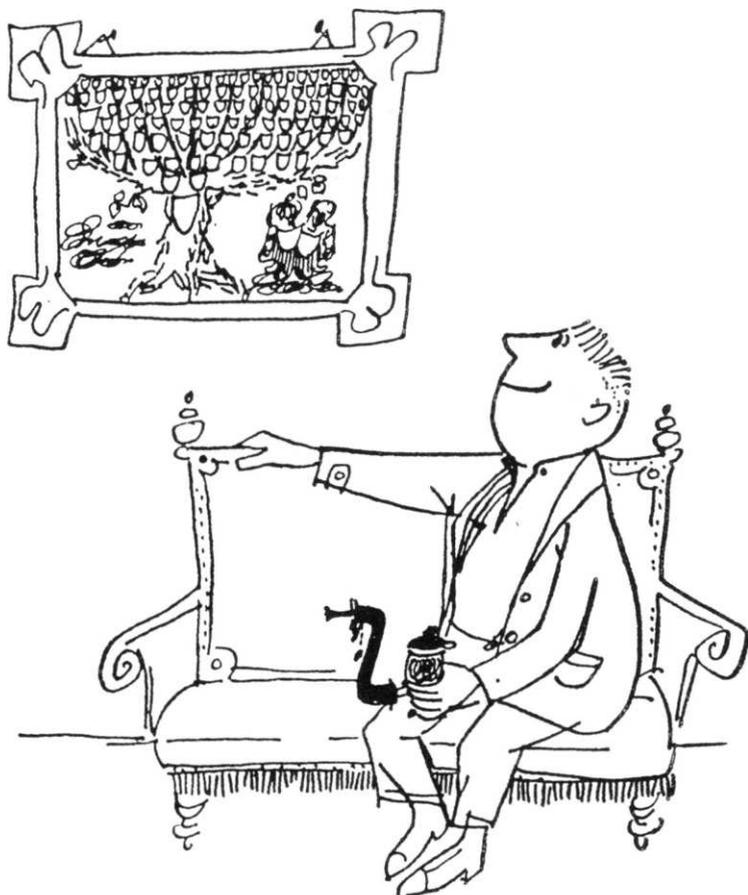
Als Zöpel Herrn Kreibenhorst im siebzehnten Jahrhundert vermutete, hatte Kreibenhorst noch nichts getan. Als er zu seiner Frau sagte, jetzt müsse Kreibenhorst im fünfzehnten Jahrhundert sein, hatte Kreibenhorst immer noch nichts getan. Um die Zeit aber, als Kreibenhorst nach Zöpels Schätzung die Finsternis des zwölften Jahrhunderts mit seiner Forscherlampe durchleuchtete, sprach Herr Kreibenhorst zu sich selber: Nun müssen wir mal was für Herrn Zöpel tun!

Sogleich machte er sich ans Werk, und wenn er einmal anfing, ging es mit Macht vorwärts, oder eigentlich rückwärts, rückwärts durch die Jahrhunderte. Er forschte im Akkord, so daß die Jahrhunderte an ihm vorüberflitzten wie Straßenbäume an einem Autofahrer. Herr Kreibenhorst gab Gas

und war im Nu im zwölften Jahrhundert angelangt. Dort bremste er. Die Zöpelsche Familiengeschichte war durchforscht!

Diese erstaunliche Forscherleistung bewältigte er mit wenigen festen Grundsätzen und einem Minimum an Mitteln. Eigentlich brauchte er nur etwas zum Schreiben und Zeichnen. Eienr seiner Grundsätze war: Die Sucharbeit in den Archiven hält nur auf. Ein anderer: Die Hauptsache ist immer ein knorriger Eichenbaum.

Er malte den Eichenbaum so knorrig wie möglich. An die Zweige hängte er eine Unzahl von kleinen wappenartigen Schildchen. Auf allen waren



Ahnen verzeichnet, die Bartholomäus, Johannes, Ignatius, Engelbert, Jacob oder ähnlich hießen, denn mit der Zeit hatte er sich eine Sammlung altertümlicher Vornamen angelegt. Diese Männer verheiratete er im passenden Alter mit Catherinen und Anna Marias. Die Ehepaare bekamen Kinder, die Kinder wurden groß, heirateten, vermehrten sich und sorgten dafür, daß der Baum binnen kurzem von Ahnen wimmelte. Es war eine Pracht, wie in der knorrigen Eiche geboren, geheiratet und gestorben wurde. Zwei oder drei Schildchen ließ Kreibenhorst leer. Auch dies entsprach seinen Grundsätzen. Eine Lücke zeigte an, daß hier die Nachforschungen ergebnislos verlaufen waren.

Unten an der Wurzel hausten Jacob auf Zöplingen und Catherine, die Stammeltern des Geschlechts. So bewahrheiteten sich Zöpels Vermutungen. Von Zöplingen kamen die Zöpels her! Auch die Annahme der Verwandtschaft mit den vornehmen Doppelmeiers erwies sich als richtig. Denn Kreibenhorst, einmal auf die Doppelmeiersche Spur gesetzt, erschuf seinen Andreas Doppelmeier und verehelichte ihn kurzerhand mit Jacobs auf Zöplingen Tochter. Diese Heirat fiel in das zwölfte Jahrhundert.

Es war wieder Sonntagnachmittag, als er bei Zöpel erschien, um ihm den Stammbaum der Familie Zöpel zu überreichen. August Wilhelm Zöpel konnte sich nicht satt daran sehen. Es war auch wirklich ein erhabener Anblick, wie der Baum aus dem zwölften Jahrhundert in die Gegenwart hineinragte. Kein Sturm konnte ihn fällen! Stolz nahm Zöpel die Parade seiner Ahnen ab. Er fühlte die Eichenkraft in seine Seele strömen, so daß sie ganz knorrig davon wurde. Nie war er so glücklich gewesen. Herrn Kreibenhorsts Werk kam hinter Glas und Rahmen in die gute Stube, wo jedermann es bewundern konnte. Selbst Frau Zöpel betrachtete es, da es nun doch einmal fertig war, nicht ohne Wohlgefallen.

Und aus diesem allen ergibt sich, daß ein falscher Stammbaum unter Umständen gerade so gut sein kann wie ein echter.

Aus Hellmut Holthaus (²1956): *Lohnt es sich? Besinnliches und Heiteres*; mit einer Zeichnung von Rudolf Scharp. Verlag Josef Knecht · Carolusdruckerei, Frankfurt am Main

Hellmut Holthaus (1909-1966) folgte Seneca, demzufolge es des Menschen würdiger ist, sich lachend über das Leben zu erheben, als es zu beweinen.

Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko

Zwei neue russische Bücher von Chronologierevisionisten

Eugen Gabowitsch

60 Publikationen, darunter ca. 10 Bücher, zählt die Veröffentlichungsliste der Forschergruppe "Neue Chronologie" der Moskauer Universität (MGU). Etwa 80 Prozent hat Mathematikprofessor A.T. Fomenko als Autor oder Mitautor geschrieben.

Anatolii Fomenko ist heute nicht nur der wissenschaftliche Leiter, sondern auch der anerkannte geistige Übertäter dieses Forschungsprojektes. Er ist einer der bekanntesten Mathematiker unserer Zeit (180 Publikationen, 22 Bücher). Mehrere seiner mathematischen Bücher sind auch im Springer Verlag erschienen. Er ist Vollmitglied der *Akademie der Wissenschaften* der Russischen Föderation (RF) und der *Akademie der Naturwissenschaften* der RF. Lange Jahre vereinte er seine wissenschaftliche Arbeit mit der Funktion des Dekans der Mathematischen Fakultät der MGU. Außerdem ist er als hervorragender Maler bekannt. Seine Bilder kann man z.B. im Internet sehen.

* * *

Der wichtigste Vorgänger der Moskauer Gruppe "Neue Chronologie" war zweifelsohne der hervorragende russische Wissenschaftler *Nikolaj Morosow* (1854-1946). Seine enzyklopädischen Kenntnisse der Naturwissenschaften und der Geschichte erwarb er sich hauptsächlich während seiner 25-jährigen Einkerkerung im berüchtigten Schlüsselburg-Gefängnis (1881-1905) als Autodidakt. 1907 veröffentlichte er zwei Bücher über das periodische System von Mendelejew, später auch mathematische, astronomische und meteorologische Bücher.

1910 und 1914 erschien in Moskau zwei seiner Bücher mit kritischen Betrachtungen biblischer Texte: *'Offenbarungen im Gewitter und Sturm. Geschichte der Entstehung der Apokalypse'* und *'Propheten. Geschichte der Entstehung der biblischen Prophezeiungen, deren literarische Darstellung und Charaktereigenschaften'*.

Er präsentiert in diesen Büchern Berechnungen für mehrere in der Bibel in versteckter Form erwähnte und von ihm entdeckte astronomische Ereign-

nisse. Nach Analyse der erzielten Ergebnisse über unmögliche und mögliche Datierungen dieser Ereignisse kam er zum Schluß, daß - im Verhältnis zur traditionellen Chronologie - Datierungen vieler historischen Geschehnisse mindestens um mehrere Jahrhunderte, in manchen Fällen um bis zu 1.000 Jahre näher an unsere Zeit verlegt werden müssen.

Nach der Oktoberrevolution leitete Morosow ein großes Forschungszentrum für Naturwissenschaften in Moskau und wurde hauptsächlich als Chemiker hoch geschätzt. Mit Unterstützung seiner enthusiastischen Mitarbeiter setzte er die ausführliche naturwissenschaftliche Analyse der Bibel und der historischen Dokumente, die den biblischen Perioden zugeordnet werden, fort. Als Ergebnis dieser Arbeit wurden in den Jahren 1924-32 sieben Bände seines wichtigsten Werkes *Christus. Geschichte der menschlichen Kultur aus naturwissenschaftlicher Sicht* in Moskau und Leningrad veröffentlicht. Diese sieben Bände, sowie der nicht vollendete Band 8 (wird als Manuskript aufbewahrt), zitiert Fomenko oft und ziemlich ausführlich in seinen Büchern.

Das Hauptresultat von *Christus* läßt sich so zusammenfassen: Die traditionelle Chronologie kann nicht stimmen, sie ist künstlich verlängert worden; die ganze antike Geschichtsperiode bis zum +4. Jh. ist eine riesige Fälschung. Dies wird an vielen Beispielen demonstriert, wobei sich ganze Dynastien aus der Altertumsgeschichte als Duplikate späterer Herrscherfamilien entlarven.

Morosow nannte mehrere Kritiker der von Joseph Justus Scaliger (1540-1609) und Dionisio Petavius (1583-1652) entwickelten Chronologie: - Professor *de Arcilla* (Universität Salamanca, 16. Jh.), der zwei kritische Arbeiten veröffentlicht hat: *Programma Historiae Universalis* und *Divinae Florae Historicae*, um zu zeigen, daß die ganze Altertumsgeschichte im Mittelalter erdacht wurde;

- den als Historiker und Archäologe arbeitenden Jesuiten *Jean Hardouin* (1646-1724), der die komplette antike Literatur als eine Sammlung der Werke der Mönche des 16. Jh. entlarvte;

- den deutschen Privatdozenten *Robert Baldauf*, der in den Jahren 1902-3 das Buch *Geschichte und Kritik* schrieb, in dem er aufgrund der literaturwissenschaftlichen Überlegungen behauptete, daß nicht nur die klassische Literatur, sondern auch Werke, die dem frühen Mittelalter zugeordnet werden, während der Renaissancezeit und in den danach folgenden Jahrhunderten gefälscht worden sind;

- den englischen Historiker *Edvin Johnson* (1842-1901), den Autor des Buches *Rise of English Culture*, London, 1904, in dem die traditionelle Chronologie ernsthaft kritisiert wurde.

Wie sind die von Morosow entdeckten chronologischen und geschichtlichen Fälschungen entstanden? Viele alte Texte, die - wie Morosow zeigte - die gleiche Epoche der Geschichte eines Landes beschrieben, wurden später als Dokumente interpretiert, die voneinander völlig unabhängig seien und unterschiedlichen Ländern zugeordnet werden müßten. Für die Plazierungen dieser Duplikate auf der Zeitachse wurden ganze historische Epochen, sowohl wirkliche wie erdachte, weit in die Vergangenheit verschoben.

Dieser Verschiebungsmechanismus wurde später auch von *Immanuel Velikovsky* am Beispiel der Geschichte des Alten Ägypten demonstriert. Wie gut bekannt, sind laut Velikovsky mehrere Jahrhunderte des ägyptischen Altertums dadurch 'entstanden', daß die späteren Historiker von der Beschreibung ein und derselben Ereignisse durch ägyptische, vorderasiatische und griechische Quellen auf verschiedene Herrscher oder sogar Dynastien schlossen.

Velikovskys Bekanntschaft mit Morosow's Büchern kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Trotzdem fand ich in seinen Büchern keine Erwähnung des Namens Morosow. Auch heute wagen es viele Autoren, die Ideen von Morosow aufgreifen, nicht, ihn zu zitieren, weil es unter Historikern zum schlechten Ton gehört, 'solche Spinner' positiv zu erwähnen.

Auch die wichtigste Komponente der Morosowschen Methode, die Beachtung natürlicher Phänomene für die Verbesserung historischer Datierungen, wurde von Velikovsky in einem speziellen Fall benutzt, als er die biblische Beschreibung der zehn Plagen als die einer riesigen Naturkatastrophe identifizierte. Als er eine Beschreibung äußerst ähnlicher katastrophaler Ereignisse in ägyptischen Quellen fand (Papyrus Ipuwer), die von der traditionellen Chronologie einer ganz anderen historischen Epoche zugeordnet wurde, entstand die Hypothese der erfundenen Dynastien, die er in mehreren Büchern begründete.

* * *

In den Publikationen von Fomenko und seiner Mitarbeiter geht die Rekonstruktion der Chronologie noch entschiedener vor sich. Die Gruppe "Neue Chronologie" zeigt, daß fast sämtliche Datierungen aufgrund von in alten Manuskripten und Büchern erhaltenen Horoskopfen, Himmelskörper-Finsternissen und überhaupt Sternenhimmel-Beobachtungen in Wahrheit zu Datierungen im 9. - 17. Jh. unserer Ära führen. Außerdem ist gemäß ihren Forschungen fast das ganze Gebäude der uns vertrauten Geschichtsschreibung dadurch entstanden, daß durch mehrfache Wiederholung der Ereignisse aus dem 14. - 17. Jh. und die Hintereinanderfügung der so entstandenen Duplikate entlang der - nunmehr Tausende von Jahren langen - Zeitachse entstanden sind. Dieser Vorgang geschah sogar entlang mehrerer Zeitachsen, wenn wir unterschiedliche Erdregionen zusammen mit den ihnen zugeordneten Zeitachsen betrachten.

Unsere heutige Geschichte ist ein Ergebnis der jahrhundertelangen Mischung der historischen 'Karten' aus mehreren unvollständigen geschichtlichen 'Kartenspielen'. Stellen Sie sich vor, daß jemand alte Spielkarten sammelt und oft nur einige oder sogar nur eine einzige Karte aus einer alten Packung findet. Wenn Sie sich nun noch eine Schublade vorstellen, in dem diese spärlichen Reste unterschiedlicher Kartenspiele lange Zeit aufbewahrt werden, dann haben sie ein Modell für die Grundlage unserer Geschichtsschreibung.

Wenn nun jemand (vielleicht ein Erbe des Sammlers) alle diese Karten, Hunderte an der Zahl, für verschiedenartig hält, weil z.B. ein König aus einem Spiel etwas anders gemalt wurde als ein anderer König, wird er bei jedem Ordnungsversuch immer mehr Platz, vielleicht sogar mehrere Tische benötigen. Fixiert auf winzige Details der Darstellungen wird er aber vielleicht nie bemerken, daß es nur rund 50 unterschiedliche Karten gibt. Dies wäre ein anschauliches Modell unserer Chronologie.

Wenn sich schließlich in der Schublade zwei Kartenspiele mit ähnlichen vorhandenen Karten und ähnlichen Lücken befinden und diese beim Hintereinanderlegen aller Karten nicht als gleich erkannt werden, sondern zweimal mit der gleichen Kartenreihenfolge aufgelegt werden, dann bekommen wir eine Vorstellung von der möglichen Entstehung der Zeitsprünge.

Fomenko entdeckte einige sich oft wiederholende Zeitsprünge in der orthodoxen Geschichtsschreibung der Alten Welt:

- ca. 100 Jahre (z.B. in der altrussischen Geschichte, wo die reellen Ereig-

nisse des 14. Jh. noch einmal als Phantome das 13. Jh. füllen, sowie in der Datierung der Dschingis-Chan-Epoche, die in Wirklichkeit zum 14. Jh. gehört),

- ca. 330-360 Jahre, die als die römisch-byzantinische Verschiebung bezeichnet werden. Sie erreicht in einer etwas verlängerten Form sogar 400 Jahre in der russischen Geschichte, wo durch die duplizierende Abbildung des wirklich existierenden russischen Reiches um Jaroslawl und Rostow (Velikij Nowgorod, die Große Neue Stadt) und ab etwa 1380 um Moskau, zwei fiktive Reiche entstehen: das der berühmten Kiewer Rus sowie das weniger bekannte der Wladimir-Suzdal Rus.
- ca. 1.000 oder oft 1.054 Jahre (die sogenannte klassische römische Verschiebung), die durch die späte Einführung der Ära "Nach Christi Geburt" entstanden sind. (Nach Fomenko lebte Jesus Christus ca. 1054-1085 und wurde in Konstantinopel gekreuzigt und beerdigt; dort ist auch das Gottesgrab bekannt: das bis heute als Sehenswürdigkeit in der Umgebung von Istanbul gepflegte Grab von Jesus Navin);
- 1.780 oder 1.800 Jahre, manchmal sogar 1810 Jahre. Dieses Intervall kommt hauptsächlich in der biblischen Geschichte vor, verlängert und verschiebt aber auch einen Teil der griechischen Geschichte in die Vergangenheit (griechisch-biblische Verschiebung).

Diese globalen chronologischen Verschiebungen, die teilweise auch miteinander kombiniert wurden, führten dazu, daß sich die ganze heutige Geschichtsschreibung als Zusammensetzung von mindestens vier Kopien einer - wie uns heute scheint - relativ kurzen Epoche entlarvt. Sogar diese kurze Epoche (14. - 17. Jh.) beinhaltet einige Duplikate und Verschiebungen, ist aber hauptsächlich korrekt.

Die ihr vorangegangene Zeit (10. - 13. Jh.) hat uns nur sehr spärliche Informationen hinterlassen und wurde mit Duplikaten aus der späteren Zeit 'gefüllt'. Deswegen kann man auch Beispiele der Wanderung einiger Chroniken aus dieser Zeit in die Vergangenheit entdecken.

Die noch früheren Zeiten sind nach Fomenko rein mythisch, weisen keine brauchbaren historischen Überlieferungen auf und bestehen nur aus Duplikaten späterer Zeiten und wenigen mythologisierten Namen.

Außerdem sind diese Duplikate nicht nur durch die Zeiten, sondern auch quer durch ganze Kontinente gewandert. So werden Duplikate der

byzantinischen Chroniken vielen europäischen Ländern - von Rußland bis England - zugeschrieben und können in den entsprechenden Geschichtsschreibungen dieser Länder in verschiedenen Zeitabständen von der wirklichen Periode des Geschehens gefunden werden.

So wurde die Beschreibung der Zeitperiode der römischen Kaiser, die selbst eine duplikative Kompilation darstellt, von katholischen Mönchen im 16. Jh. nach China gebracht, dort ins Chinesische übersetzt und ca. ein Jahrhundert später als die Grundlage der chinesischen Geschichtsschreibung benutzt.

Noch ein Beispiel: Die ganze Geschichte von Philipp II. von Makedonien und seinem Sohn Alexander der Großen entstand im 15. - 16. Jh. in Form von historischen Romanen und Pamphleten. Als Modell diente ihnen die Geschichte der türkischen Sultane, wie etwa Mehmed II., als sie die Eroberung des Byzantinischen Reiches und schließlich Konstantinopels vorbereiteten und ausführten.

Diesen Erkenntnissen ist eine gigantische akribische Arbeitsleistung vorangegangen. Zuerst wurde die ganze traditionelle Geschichtsschreibung formalisiert und auf mehreren Zeitachsen, die verschiedenen Weltregionen entsprechen, abgebildet. So entstand die Globale Chronologische Karte (GCK), die als komprimierte und überschauliche Darstellung der Weltgeschichte betrachtet werden kann. Diese Karte deckte - wie mir einer seiner ehemaligen Studenten erzählte - sämtliche Wände in Fomenkos Universitätsbüro ab und wurde in einem seiner ersten Bücher veröffentlicht. Das Buch erschien in 5.000 Exemplaren, die schon nach ca. einem Jahr vergriffen waren.

Die GCK und alle formalisierten historischen Daten (Listen, Dateien etc.) wurden danach unter Benutzung von Methoden der mathematischen Statistik gründlich analysiert. Um die erwähnten Dateien zu kreieren, hat man sämtliche als Primärquellen bekannten Werke gesichtet, um alle verwertbare Information aus ihnen zu extrahieren: Listen von Herrschern und religiösen Oberhäuptern, Dauer der Machtausübung, Nationalitäten der historischen Persönlichkeiten, punktuelle Ereignisse wie Kriege, Revolten, Tötungen, Blendungen, Verbannungen, Häufigkeit der Namens Erwähnung, historisches Volumen jedes beschriebenen Jahres (wieviel Zeilen lang ist die Beschreibung in jedem Buch) etc..

Mit diesen Daten wurden Computer gefüttert, die herausfinden sollten, ob in diesen historischen Daten Wiederholungen eintreten, die dem Postulat der Zufälligkeit des Herrschaftsdauer und einigen anderen empirisch überprüften Prinzipien widersprechen. Zum Erstaunen der Forscher entdeckten Rechner viel mehr Wiederholungen als man zunächst - sogar nach Lektüre Morosows Bücher - zu vermuten gewagt hatte. Seitdem sind Fomenkos Bücher voller Grafiken, die die praktische Identität von Dynastien aus ganz "verschiedenen" Zeiten und Ländern mit großer Klarheit und Übersichtlichkeit belegen.

* * *

Im letzten Jahr veröffentlichte Fomenko zwei neue Bücher. Das erste heißt *Neue Chronologie Griechenlands. Die Antike im Mittelalter* [Moskau 1996]. In diesem zweibändigen Werk ist Band 1 hauptsächlich einer sehr populären Einführung in die neue Chronologie gewidmet, die von I.A. Golubew als eine Art literarische Bearbeitung der wissenschaftlichen Werke Fomenkos geschrieben wurde.

Weiter wurden in diesem Buch die alten Arbeiten Morosows zur Datierung der Apokalypse neu bewertet. Morosows Hauptidee war, daß Johannes (der Autor dieses Buches) keine verschlüsselte, sondern eine für seine Zeit übliche, aber später völlig in Vergessenheit geratene Sprache der Astronomen und Astrologen benutzte. Sämtliche Bilder, die Johannes beschreibt (Drachen, Pferde, sonstige Tiere und Ungeheuer) findet man auf den astrologischen Karten des Himmels im späten Mittelalter.

Morosow war erstaunlicherweise fest davon überzeugt, daß seit der Christianisierung des Römischen Reiches keine chronologischen Fälschungen mehr geschehen konnten. Das davon herrührende Tabu, die traditionelle Chronologie nach den 4. Jh. anzutasten, bricht Fomenko kategorisch. Grundsätzlich Morosows Idee folgend kommt Fomenko zu dem Schluß, daß das Buch der Apokalypse im späten Mittelalter entstand. Das stimmt mit seinen früheren Folgerungen überein, daß die Bibel im 11. - 16. Jh. geschrieben wurde, zuerst die Evangelien im 11. - 12. Jh. und erst viel später die uns bekannte Version des Alten Testaments.

Im 2. Band werden nach sehr ausführlichen Begründungen die folgenden Identifizierungen vorgenommen:

- der trojanische Krieg aus dem -13. Jh. = die berühmten Gotenkriege des 6. Jh. = die Kriege, die Kreuzritter im 11.-13. Jh. geführt haben (Verschiebungen um 1.800 bzw. 2.400 Jahre);
- das antike Griechenland der klassischen Periode = das mittelalterliche Griechenland im 10. - 14. Jh. (Verschiebung um 1.800 Jahre),
- die römisch-germanischen Imperatoren aus dem 10. - 13. Jh. = die armenischen Katolikoi aus der gleichen Zeit = die Könige von Judäa aus dem -10. bis -6. Jh. (Verschiebung um etwas mehr als 1.800 Jahre).

Das zweite neue Buch (mit G.W. Nosovski als Mitautor) *Das Imperium. Rus, Türkei, China, Europa, Ägypten. Neue mathematische Chronologie des Altertums* [Moskau, Faktorial 1996, 751 S.] stellt eine beeindruckende globale Neuschreibung der mittelalterlichen Geschichte der alten Welt dar. Viele einzelne Komponenten dieses globalen Bildes findet man in früheren Publikationen dieser Autoren:

- Die Geschichte der Kiewer Rus ist eine spätere Erfindung der Romanow-Zaren (seit 1613 an der Macht), die aus dem Westen stammten (auch der Name Romanow kann dafür einen Hinweis liefern: vielleicht stammen die Romanows von einem Römer oder einem der romanischen Völker Europas ab). Sie dachten sich eine andere westliche Dynastie (die der Wikinger) für die eigene Legitimierung aus. Vielleicht entspricht nur die Christianisierung der Russen durch den Hl. Andreas der Wahrheit; sie muß dann aber um ca. 100 Jahre ins 11. Jh. verlegt werden.
- Rußland wurde nie von asiatischen Mongolen erobert, man hat das griechische Wort "megalion" für "groß" (Großrußland, Groß-Tatarien) später irrtümlicherweise als Bezeichnung eines Volkes verstanden (diese These hatte schon Morosow vertreten); die heutigen Mongolen bekamen diesen Namen frühestens im 17. Jh.
- Das Wort "Tataren" bezeichnete in Rußland eine gewisse Gattung des Militärs, vielleicht die kosakische Kavallerie oder überhaupt die kosakischen Einheiten, die überwiegend aus nichtslawischen Kämpfern bestanden, aber unter russischem Kommando standen. Das Volk der Wolga-Bulgaren (die heutigen Tataren oder Wolga-Tataren) und einige andere moslemische Völker, wie die Azeris (= Baku-Tataren), wurden erst ab dem 19. Jh. als Tataren bezeichnet.
- Die Horde repräsentierte im 13. - 16. Jh. die reguläre russische Armee, also war die Zeit der Horden-Herrschaft in Rußland die Zeit der militä-

rischen Herrscher, die Fomenko als Horde-Dynastie bezeichnet. Der Gründer dieser Dynastie von Chanen (= Großfürsten), später Zaren war Dschingis-Chan (= Jurij=Gürgi=Georgi, auch Hl. Georgij der Siegreiche, bis heute einer der wichtigsten russischen Heiligen), in Wahrheit Rostower Fürst und ein Führer der kosakischen Horden, der diese in eine altrussische Armee vereinigte und die Vereinigung des Landes vom Osten her (also zuerst die Fürstentümer entlang der Wolga) einleitete.

- Der Eroberer von Zentral- und Westrußland Butu-Chan war sein Bruder (nicht sein Neffe) Iwan Kalita, der als russischer Großfürst und Vereiner des Landes bekannt ist. Übrigens heißt Batu in russischer Sprache so viel wie väterliches Oberhaupt - so nannten Kosaken ihre Führer (Bat'ka).
- Die Tataro-Mongelen (also die großen oder mächtigen Tataren) vereinigten Rußland und eroberten oder unterjochten ganz Europa sowie den heutigen Nahen Osten und Ägypten nicht im 13., sondern im 14. Jh.
- Die berühmte Kulikowo-Schlacht (1380, einer der Bürgerkriege im Großen Imperium) fand auf dem Territorium des heutigen Moskau und nicht am Fluß Don statt; erst nach dieser Schlacht wurde Moskau als Stadt gegründet (nicht im Jahr 1147, wie man heute glaubt und gerade in diesen Tagen in Rußland groß feiert).
- Die osmanischen Türkenherrscher waren in Wirklichkeit die kosakischen Atamanen (Führer), die Teile des Byzantinischen Reiches und später auch Konstantinopel eroberten. Rußland und die Türkei waren Teile des Mongolen-Imperiums, also von Groß-Tatariens, die Eroberung Konstantinopels war eine gemeinsame Aktion der slawischen und türkischen Völker.
- Es existierte kein "Iwan der Schreckliche". Diese 'historische' Figur wurde von den Romanows erfunden, um die eigenen Greultaten während des Bürgerkriegs in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. zu vertuschen. In Wirklichkeit herrschten in dieser Zeit (1547-1584) vier Zaren der Horden-Dynastie: Iwan IV. (bis 1553), sein Sohn Dimitri (bis 1563), sein jüngerer Sohn Iwan (also Iwan V, bis 1572) und sein Onkel Simeon (Iwan VI., fast alle Zaren nahmen sich einen der Zarennamen Iwan oder Wassilij=Basileus=Zar). Diese Rekonstruktion beseitigt die vielen Ungereimtheiten in der "Biographie" Iwans des Schrecklichen.

* * *

Die wichtigsten neuen Rekonstruktionen der "wahren" Geschichte (von den Autoren mehrmals nur als Hypothesen bezeichnet) sind die folgenden:

- Die große Völkerwanderung fand nicht im 4. - 6. Jh. statt, sondern in den "mongolischen" Jahrhunderten (also ca. 1.000 Jahre später).
- Die Russen und die anderen slawischen Völker eroberten und besiedelten nicht nur die ganze Balkanhalbinsel (dort waren schon früher in einigen Gebieten slawische Stämme ansässig) und fast das ganze heutige Deutschland, was gut bekannt, aber falsch datiert ist, sondern auch Italien, wo die slawische Bevölkerung unter dem Namen der Etrusker (=T-Russen, vergl. mit P-Russen als Preußen) und Weneden (Begründer von Venedig) bekannt wurde. Seit dem 19. Jh. ist bekannt, daß etruskische Inschriften zu entziffern sind, wenn man ihre Sprache für eine slawische hält.
- Die in Südrußland ansässigen Goten waren Slawen, Kosaken und keine Germanen (vielleicht wurde dieser Name später auf verschiedene Germanenstämme übertragen). Sie besiedelten Skandinavien und zogen durch Deutschland (darum sind bis heute viele deutsche Trachten den kosakischen sehr ähnlich) nach Spanien und gen Süden nach Anatolien (die biblischen Hethiter).
- Die Habsburger, aber auch französische, spanische und andere europäische Könige, sogar Päpste, waren Tributzahler des Großen Batu-Imperiums. Später wurde die direkte Tributzahlung durch eine Art Handelssteuer ersetzt. In jedem Fall war Rußland bis zum 16. Jh. sehr reich an Silber, ohne eigene Silberminen zu haben. Die westlichen Thaler wurden als Rohstoff zur Kopekenprägung und für kirchliche und zivile Wertgegenstände benutzt). Es war genauso reich an Gold, wurden doch nur in Rußland Kirchendächer mit Gold bedeckt.
- Bei der 19. ägyptischen Dynastie (-13. Jh.) handelt es sich in Wirklichkeit um eine Dynastie des +13. Jhs. Diese Dynastie wurde von den Goten-Kosaken gegründet, die als Hyksos und Mamelucken in verschiedenen Epochen der traditionellen Chronologie zu finden sind. Am Ende dieser Dynastie steht die Errichtung der Sphinx, vielleicht als ein frühchristliches Denkmal (Fomenko vermutet, daß die Beschießung der Sphinx durch die napoleonische Artillerie der Vernichtung eines Kreuzes oder eines anderen christlichen Symbols diene, das der schon sich festigenden Chronologie widersprach). Auch der berühmteste Herrscher dieser Dynastie, Ramses II., wird als Ram-Esus, also als großer christlicher Herrscher des alten Roms (Alexandria, Ägypten) verstanden.

- Die 18. ägyptische Dynastie wird ins 14. - 16. Jh. verlegt. Sie ist durch die Errichtung der Cheops (Hufu)-Pyramide Ende des 14. Jhs. gekennzeichnet. Der Pharao Amenhotep IV. wird mit dem legendären Religionsreformer Echnaton und mit Amenhotep I. identifiziert; die religiöse Reform des letzteren wird als erster Versuch interpretiert, in Ägypten die christliche Religion durch die moslemische zu ersetzen.
- Die Große Chinesische Mauer wurde erst im 17. Jh. nach der Abspaltung Chinas von Groß-Tatarien (Tartarei) erbaut, sie diente nicht der Verteidigung des Landes gegen die Nomaden, sondern markierte die neue Staatsgrenze und - wir wagen zu vermuten - als Staatsmonument der nach vielen Jahrhunderten im Mongolenreich errungenen Selbständigkeit.

Einige wichtigen Tatsachen werden im Buch konsequent wiederholt:

- Die geographischen und ethnischen Namen, so wie wir sie kennen, sind oft relativ spät entstanden. Wir machen - oft zusammen mit den Geschichtsschreibern der Vergangenheit - große Fehler, wenn wir versuchen, die alten Quellen auf die neuen geographischen Gegebenheiten zu übertragen.
- Die neue Chronologie erlaubt viele 'dunklen Fälle' in den historischen Quellen, die als Fehler der Autoren, Übertreibungen oder Ungenauigkeiten abgetan wurden, als wahre Zeugnisse der Vergangenheit zu erkennen. Alle solche neu entdeckten historischen Wahrheiten sind für Fomenko zusätzliche Beweise der Richtigkeit seiner Rekonstruktionen.
- Viele Spuren zeigen, daß die Geschichtsfälscher in den letzten Jahrhunderten bei jeder sich darbietender Möglichkeit die historischen Denkmäler (Manuskripte, Bücher, Skulpturen, Gräber, etc.) vernichteten, die der sich festigenden offiziellen Chronologie widersprachen.

In diesem Zusammenhang sollte man die Ungenauigkeit des Wortes Fälschung erwähnen, das sehr verschiedene Tätigkeiten in sich vereint und den Grad an Absicht der Irreführung nicht genau festlegt:

- Ist die Verschiebung eines Duplikats der Geschichtsschreibung in eine andere Epoche oder in ein anderes Land eine Fälschung oder ein Fehler?
- Ist die Erfindung einer neuen Interpretation der geschichtlichen Periode aus ideologischen, religiösen oder parteipolitischen Gründen eine Fälschung oder eine Selbstverständlichkeit?
- Ist die Nichtberücksichtigung unbequemer Quellen eine Fälschung oder eine vernünftige Konzentration der Kräfte?

Die Reihe dieser Fragen kann man beliebig ausweiten.

Nach Fomenko hat die Tatsache, daß ganze Jahrhunderte und Jahrtausende erfunden wurden, auch eine gewisse positive Folge: Die den erfundenen Epochen zugeordneten Tatsachen, Fakten, Überlieferungen, überhaupt historische Informationen, werden mindestens teilweise zur Bereicherung der Geschichtsschreibung der späteren Jahrhunderte dienen können (soweit sie keine Fälschungen, sondern falsche Zuordnungen zu anderen historischen Epochen oder zu anderen geographischen Regionen darstellen).

Eines der Argumente gegen die verkürzte Chronologie lautet: Ihr versucht unsere Kultur zu zerstören. Dem kann folgendermaßen entgegengetreten werden: Die neue Chronologie bedeutet eine Bereicherung der menschlichen Kultur. Neben der heutigen Mittelalter- und Altertumschronologie, die mit der Zeit zu einem neuen Zweig der Philologie (sagen wir zur Geschichte des historischen Romans) wird, entsteht noch eine äußerst interessante Geisteswissenschaft (die genauere Chronologie), die Methoden der historischen Analyse mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Methoden verbindet.

Die Tatsache, daß man in der Vergangenheit keine klare Trennlinie zwischen geschichtlicher Quelle und dem historischen Roman gezogen hat, gehört zur Geschichte der Menschheit und nicht zur Geschichte der Kriminalität. Wir dürfen unsere heutigen Vorstellungen von Trennung zwischen Literatur und Wissenschaft nicht der Vergangenheit aufzwingen. Wir dürfen aber, wir müssen sogar es tun, die heutigen Wissenschaftler auffordern, diese Trennlinie bei kritischen geschichtlichen Rekonstruktionen konsequent durchzuziehen.

Dr. Eugen Gabowitsch 76139 Karlsruhe, Im Eichbäumle 85

Einrede des Herausgebers

So faszinierend, also so anziehend wie abschreckend die grundstürzenden Gedanken aus **Fomenkos** Instituts auch sein mögen, es muß trotzdem oder deswegen nach Prüfmöglichkeiten gesucht werden. Wie ich schon in meiner ausführlichen Rezension des ersten englischsprachigen Werkes von Fomenko [*Zeitensprünge* VII (2) 104] betont habe, gilt uns die jeweilige stratigraphische Situation als zentrales Kriterium beim Entwirren der geschichtlichen Stränge.

Man mag nun die geschichtliche Abfolge umkrempleln, wie man will; aber ein befriedigender neuer Geschichtsablauf ist erst dann gefunden, wenn die überall zutage tretenden Schichtungen berücksichtigt werden. Und die sprechen eine eindeutige Sprache. In Hunderten von Siedlungen im einstigen Römischen Reich liegen die mittelalterlichen Bauten klar auf den Bauten der römischen Kaiserzeit.

Köln am Rhein gehört zu diesen Städten. Jede der zwölf romanischen Kirchen, der gotische Dom, das alte Rathaus, die ganze Innenstadt steht auf Römerfunden. Ich wähle einen Befund aus, der nicht nur das Nacheinander belegt, sondern auch den zeitlichen Abstand: die gut erforschten römischen Wasserleitungen [vgl. Gerta Wolff (⁴1993): *Das römisch-germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt*; Köln, S. 235-244, 247f]. Das früheste Leitungssystem entstand im +1. Jh. Nur Jahrzehnte später baute man einen fast 100 km langen Kanal in die Eifel. Da die alte Trasse mit der neuen, höheren Rinne überbaut worden ist, ist die Abfolge klar. Die alte Leitung zeigt außerdem keinen nennenswerten Sinterbelag, ist also nur kurz benutzt worden. Die neue Leitung lieferte jahrhundertlang Wasser, aber sicher nicht allzu lange über das Ende der römischen Verwaltung im 5. Jh. hinaus. Spätestens im 11. Jh. benutzte man die Leitung als Steinbruch: Hausteine, zentnerschwere Mörtelbrocken und die mehr als 30 cm starken Sinterablagerungen wurden herausgebrochen. So ist der Turm der Burg Münchhausen bei Meckenheim vollständig aus solchem Material gebaut worden.

Weil der marmorartige Sinter gut polierbar und die Rundung schon vorgegeben ist, wurden aus ihm auch 2,75 m lange Säulenschäfte für den staufischen Westbau der Kirche St. Georg hergestellt. Dieser Westbau des 12. Jhs. steht genau auf jener Römerstraße, die von Köln nach Bonn führte; laut Grabungsbefunden ist diese Straße dreimal gründlich erneuert worden.

Der Westbau selbst blieb immer unvollendet, wie Ansichten der Stadt in verschiedenen Jahrhunderten zeigen (s. Werner Schäfke (21985): *Kölns romanische Kirchen*; Köln, 76-99), kennt also keine späteren Bauphasen.

Nun identifiziert Fomenko das Römische Reich von -82 bis +217 mit der Zeit der Sachsen, Salier und Staufer von 936 bis 1254 [vgl. 2/95, 109]. Wir können umrechnen: Die erste Wasserleitung stammte dann von ca. 1080, die zweite, längere von ca. 1130, hätte aber für den nun nur noch ca. 20 Jahre späteren Westbau von St. Georg die jahrhundertlang gebildeten Sintersäulen geliefert. Woher aber hätte ein römisch-romanisches Köln nun sein Wasser bekommen? Von der bereits demolierten Eifelleitung sicher nicht! Und der Erstbau von St. Georg im 11. Jh. wäre mitten auf einer belebten, neu hergerichteten Ausfallstraße errichtet worden...

Solange Fomenkos Berechnungen derartige archäologische Befunde ignorieren, solange werden sie die Geschichte nicht erhellen, sondern in den meisten Fällen rettungslos verfälschen. Für eine solche Verfälschung halte ich die nun vorgetragene russische Oberherrschaft über weite Bereiche von Zentraleuropa, die von mancherlei Wünschen getragen sein mag, aber sicher nicht von der Evidenz. Würde das Team stratigraphische Gegebenheiten als Nebenbedingungen in seine Rechnungen einbauen, wären seine Ergebnisse weniger spektakulär, aber sicher gleichwohl interessant. Weil ich persönlich die sich so oft - mit immer wieder ähnlichen Begebenheiten - wiederholenden Regentenreihungen für erklärungsbedürftig und hinterfragbar halte, habe ich hier noch einmal Raum für Fomenkos immer 'wildere' Thesen eingeräumt. Wir werden sehen, wohin sein Weg führen wird.

Begnügt man sich 'nur' mit einer frühmittelalterlichen Phantomzeit, kommt man mit der Evidenz zurecht. Das bereits zitierte Buch von Gerta Wolff [227] erwähnt beiläufig Konstantins Rheinbrücke hinüber zum Deutzer Kastell. Warum ihre Fundamentpfähle erst 26 Jahre nach der Erbauung gefällt worden sind, müssen die Dendrochronologen klären (s.S. 269). Genauso spannend ist der Umstand, daß die Lebensgeschichte des Erzbischofs Bruno (953-965) davon berichtet, er habe diese Brücke abreißen lassen. "Eine andere Quelle besagt, daß man schon 869 nach einer Bischofswahl in Deutz ganz selbstverständlich mit Booten nach Köln zurückkehrte." Es sieht so aus, als wäre die karolingische Quelle wieder einmal ihrer Zeit weit voraus.

Leserbriefe und Diverses

(Zu Heft 1-97, S. 31-37 und 38-50): Die Farbzueweisung Schwarz-Weiß-Rot für *die Drei Bethen* durch Frau Inge Resch-Rauter (*Unser keltisches Erbe*, 260) möchte ich präzisieren wie folgt: Sie ist eine typisch späte, quasi heraldische Zueweisung, aus der Küche der antiken Theologie stammend, wohl zur Zeit der Römer und Kelten aufgekommen - wie so viele antike Adaptionen früherer mythologischer Figuren in das damals aktuelle Weltverständnis. Sie mutet allegorisch-vernünftelnd an, paßt sehr gut zur rationalisierenden Deutung der Drei Nornen ab jener Zeit.

Die anscheinend ursprünglichste (steinzeitliche) Figur der Drei Bethen ist die Eine, die Ambeht/Ainbeth, die dunkle ('schwarze') Erdmutter, in welcher noch alle Vorstellungen vage vereint sind, die sich später differenzierten und zu drei Gestalten wurden. Die Schwarzen Madonnen könnten eher Nachfolgerinnen der Ambeth sein. Naturgegeben gehörte zur Borbeth sowohl vom Bild der Sonne wie vom sprachlichen 'Ton' her das warme Gold und zur Vilbeth das Silber des Mondes - wenn man unbedingt heraldisch argumentieren will, was aber zur Steinzeit noch gar nicht paßt. Auch wenn diese zwei Epochen nicht so weit auseinanderliegen, wie uns die Historiker einreden, so sind sie doch im Habitus sehr deutlich voneinander geschieden, genauso wie die besprochenen astronomischen Ausrichtungen.

Dazu gehört auch das Zurücktreten der Drei während der 'Götter'-Zeit in den Schatten und erst wieder namennennend Heraustreten in der alten Rolle der 'Heilrätinnen', tröstend, heilend, aber eben gerade keine Göttinnen. Das paßt so durchaus zu ihrer ältesten Gestalt. Und ebenso passend ist die Vermutung G. Heinsohns, daß die kleinen, nichtnaturalistischen Frauenidole von Frauen oder Kranken bei Geburtsnot oder Krankheit mit der Hand gefaßt wurden als Hilfe; und als Votivgaben und Dank bei den Kultorten niedergelegt wurden, ähnlich wie noch heute in Lourdes (gleich neben Betherram!)

Robert Zuberbühler CH-8185 Winkel Huserstr. 1

Am 28.7. (vielleicht schon am 21.7.) gibt es wieder einmal Fernsehen übers fiktive Mittelalter. Dr. *Alexander Kluge* spricht in seinem Kulturmagazin "10 vor 11" (dctp in RTL 1, 23.00 Uhr) 45 min. lang mit HI.

Veranstaltungshinweis der SIS (The Society for Interdisciplinary Studies)
11. - 13. 7. 1997

**"Natural Catastrophes during Bronze Age Civilisations:
Archaeological, Geological and Astronomical Perspectives."
A conference at Fitzwilliam College, Cambridge**

- Prof Mark Bailey: Sources and populations of Near-Earth Objects:
Prof Mike Baillie: Tree-Ring Evidence for Environmental Disasters during
the Bronze Age: Causes and Effects
Dr Victor Clube: Predestination a. the Problem of Historical Catastrophism
Dr Marie-A. Courty: Abrupt Climate Change around 2200 BC; Stratigraphic
and Geochemical evidence from the Middle East
Dr Bas van Geel: The Impact of Abrupt Climate Change around 2650 BP in
North-West Europe: Evidence for Climatic Teleconnections
Prof Gunnar Heinsohn: The Catastrophic Emergence of Civilisation
Dr Euan MacKie: The end of the Upper Palaeolithic in the Dordogne and
the 'vitrified forts' in Scotland
Dr. Bruce Masse: The Archaeology of Bronze Age Cosmic Catastrophes
Prof William Mullen: The Agenda of the Milesian School: The Post-Catastrophic
Paradigm Shift in Ancient Greece
Dr Bill Napier: Cometary Catastrophes, Cosmic Dust and Ecological Disasters
in Historical Times
Prof Amos Nur: The Collapse of Ancient Societies by Great Earthquakes
Prof Trevor Palmer: Welcome Address
Prof David Pankenier: Understanding Disaster in Chinese Myth a. Tradition
Dr Benny J Peiser: Comparative Stratigraphy of Bronze Age Destruction
Layers around the World. Archaeol. Evidence and Methodol. Problems
Dr Duncan Steel: Before the Stones: Stonehenge I as a Cometary Catastrophe
Predictor ?
Prof Gerrit Verschuur: Our Place in Space: The Implications of Impact
Catastrophes on Human Thought and Behaviour
Prof Irving Wolfe: The 'Kultursturz' at the Bronze Age-Iron Age Boundary

For further details, contact

Dr Benny J Peiser, Liverpool John Moores University, School of Human
Sciences, Byrom Street, Liverpool L3 3AF

0151/ 231 2490 t / 298 1261 f E-Mail: B.J.Peiser@livjm.ac.uk

Kometen-Kommentare:

"Der derzeit unschuldig durchs All segelnde Komet Hale-Bopp ist nach Auffassung der nordamerikanischen Hopi-Indianer ein untrügliches Zeichen für den Untergang der Erde. Ihrer Mythologie zufolge erscheint ein 'heller gelber Stern' sieben Jahre vor der Zerstörung der Welt am Himmel. Hopi-Forscher Richard Morning Sky in seiner Vorverurteilung des Kometen: 'Alles deutet darauf hin, daß Hale-Bopp dieser Stern ist und unsere Zeit im Jahr 2004 zu ihrem Ende kommt.' Als Datum sei der 10. Mai sehr wahrscheinlich, da sich auch die Azteken auf diesen Weltuntergangstermin geeinigt hätten."
taz vom 17.3.1997

Seit Hale-Bopp den Fotografen sogar drei Schwänze zeigte, werden muslimische Überlieferungen eines besonderen Kometen erinnert. "Khalif Saydina Ali, möge Allah mit ihm zufrieden sein, und auch Ibn Arabi beschreiben ihn als den 'Dreischwänzigen' -, von dem es heißt, daß er die Zeit Saydina Mahdis, der Friede sei auf ihm, einleite". Dieser dritte Schweif wird "die Gemüter der Wissenschaftler zu neuen Erklärungsversuchen anstacheln. Die Muslime aber werden wissen, daß, inshaLlah, Mahdi, auf dem der Friede sei, in jenem Jahr kommen wird und mit ihm die große Zeit des Umbruchs, des großen Sterbens und der Neuordnung" [Muhyddin Reichling in *Der Morgenstern. Muslimisches Forum* 1/97, 49].

Die geneigten LeserInnen mögen sich demnach zwischen Pest und Weltuntergang entscheiden.

Unter der Überschrift "Die Würm soll wieder wilder werden" berichten die *Neuesten Nachrichten. Lokalteil der Süddeutschen Zeitung für das Würmtal* am 8.3.97 ein staunenswertes Phänomen: "Die Würm überwindet vom Auslauf aus dem Starnberger See bis zur Mündung in die Amper eine Höhe von 114 Metern." Wenn wir Michael Berzl konsequent folgen, wird eine noch wildere Würm sogar 200 Höhenmeter hinauffließen...

Der Himalaya, mächtigstes Gebirge der Welt, ist nach neuesten Untersuchungen rund 15 Millionen Jahre jünger als bisher angenommen. Das berichten Geochemiker der Universität von Kalifornien in Los Angeles am in der jüngsten Ausgabe des Fachmagazins *Earth and Planetary Science Letters*. Danach entstand das Gebirgssystem durch mehrere Erdbeben vor vier bis acht Millionen Jahren (bisherige Schätzung: vor etwa 20 Millionen Jahren).

Ein Fund von Günter Lelarge, Andernach

Neu · Neu · Neu: Ende Juni erscheint bei Rowohlt in Reinbek das Buch von Gunnar Heinsohn: *Die Erschaffung der Götter: Das Opfer als Ursprung der Religion* (ca. 250 S., 39,80 DM) Es handelt sich um die dringend erwartete Zusammenfassung einer Vielzahl seiner Gedanken, die sich um Bronzezeit, Katastrophen, Blutopfer und ähnliches mehr drehen.

Das deutschsprachige Standardwerk zur großen Autorschaftsdebatte, der aufmüpfige Shakespeare-Essay von Walter Klier: *Das Shakespeare-Komplot* ist wieder lieferbar im Steidl Verlag, Göttingen, zu 16,80 DM. Im gleichen Atemzug ist auch die Edition durch Stefanie Holzer und Walter Klier zu nennen: *Essays aus fünf Jahren GEGENWART (1989-1994)* im Verlage Deuticke Wien, 35,- DM.

Das 929-Seiten-Buch von Elisabeth Gössmann: *Mulier Papa* kostet leider 98,- DM; wem das zu teuer ist, muß mit anderem aus dem Münchner Iudicium Verlag vorlieb nehmen: etwa einem Buch übers Sumo-Ringen (vielleicht für Stefan Diebitz) oder einem Tischtennis-Buch von Peter Kapitza und HI (alias Sammy Hawkens: *Ziehen-Schießen-Niedermachen*) oder aber mit japanologischen Fachzeitschriften.

Aktion Helfende Tastatur: Wer tippt möglichst lange Texte möglichst unentgeltlich und diskettenspeicherbar ab? Es liegt ein interessantes, nachgelassenes Skript von Specht K. Heidrich (1920-1996) über griechische Mythologie (*Mykenische Geschichten*) bereit. Da es 400 Seiten hat, sollte die Arbeit 50-Seiten-weise auf mehrere Hände verteilt werden. Meldungen nimmt die Redaktion gerne entgegen.

Was lange währt, wird vielleicht endlich gut. "Beim jüngsten Treffen des Genfer Weltrates der Kirchen in Aleppo/Syrien ist vorgeschlagen worden, vom Jahr 2001 an das jeweilige *Datum des Osterfestes* auf der Grundlage moderner astronomischer Verfahren präzise zu ermitteln", so die *F.A.Z.* am 9.4.97. Damit würde wenigstens im +3. Jtsd. jener Julianische Kalender aus dem -1. Jtsd. abgelöst, der bei einigen orthodoxen Kirchen noch immer die Grundlage für ihre jeweiligen Osterberechnungen bildet. Den Streit um die Phantomzeit beschwichtigt diese Zeitung insofern, als sie konzidiert, daß sich das Julianische Jahr bis zur Gregorianischen Reform "um elf", also nicht um die bislang exakt gewußten zehn Tage verschoben habe...

Mantis Verlag

Gunnar Heinsohn (²1996): Assyrikerkönige gleich Perserherrscher !

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

Im Umfang verdoppelte Zweitaufgabe in verbesserter Aufmachung

276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM

(für Abonnenten 32,-)

Gunnar Heinsohn (²1996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

2. Auflage verbessert und um ein aktualisierendes Vorwort erweitert

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

Gunnar Heinsohn (1993): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Heribert Illig (1994): Hat Karl der Große je gelebt?

Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit

3. Auflage 405 S. 71 Bildseiten Paperback

(nur für Abonnenten, nur noch 19,- DM)

Heribert Illig · Franz Löhner (²1994): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

2. korrigierte Auflage 220 S. 125 Abb. Paperback 32,-

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und
Gewalt in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Heribert Illig (1992): Chronologie und Katastrophismus

Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag

256 S. Paperback (38,- DM) Neuauflage bis September

Heribert Illig (1987): Karriere ist Armut an Ideen

In Sachen Innerhofer [Plagiat der Dissertation]

81 Seiten geheftet 14,- DM

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 9, Heft 2, Juni 1997

- 155 Editorial
- 156 Heribert Illig: Leipziger Vielerlei. Ein Tagungsbericht
- 166 Thomas Völker: Velikovskys Amnesie. Eine kritische Würdigung in 52 Thesen
- 181 Gunnar Heinsohn: Blutopfer und Bronzezeit
- 186 Jens Thoböll: Zur Datierung der Genesis
- 205 Klaus Weissgerber: Fremde Herrscher über Ägypten I (Aegyptiaca III)
- 224 Klaus Weissgerber: Mitanni keine Meder? Bemerkungen zu Otto Ernst: "Korrekturen und Ergänzungen"
- 226 Uwe Topper: Germanische Überlebensstrategien. Antwort auf die Kritik von Alexander Jurisch
- 232 Alexander Jurisch: Anmerkungen zu Topper
- 235 Heribert Illig: Zwei Ergänzungen zu Germanen und Leys
- 239 Heribert Illig: 'Karolingische Torhallen und das Christentum. Rings um Lorsch und Frauenchiemsee
- 260 Heribert Illig: Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend
- 286 Ein Leserbrief aus der Fiktionalität
- 287 Heribert Illig: Päpstin Johanna? E. Gössmanns Buch
- 289 Hellmut Holthaus: Stammbaum der Familie Zöpel
- 293 Eugen Gabowitsch: Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko. Zwei neue russische Bücher von Chronologierevisionisten
- 305 Einrede des Herausgebers
- 307 Leserbriefe und Diverses
- 311 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233